



Budberg





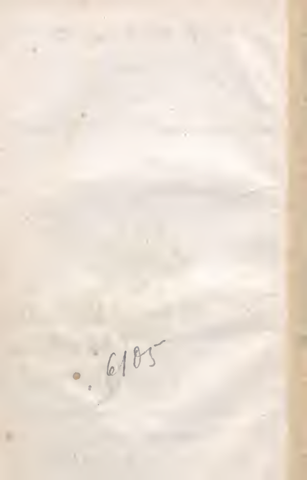
Livona.

Ein
historisch-poetisches Taschenbuch
für die
deutsch-russischen Ostseeprovinzen.



1812.

Riga und Dorpat
bei Friedrich Meinshausen.



Vorerinnerung.

Der Hauptzweck der Livona ist, das Merkwürdigste aus der Vergangenheit und Gegenwart unsers Vaterlandes dem Publikum in einer leichten und gefälligen Darstellung vorzulegen. Sie glaubt sich um so mehr dazu berechtigt, da noch vieles Denkwürdige in größern Werken

und handschriftlichen Sammlungen ungekannt ruht, das gleichwohl in unsern Tagen, wo der Sinn für Geschichte von neuem lebhaft erwacht ist, dem Freunde einheimischer Gegenstände nicht unwillkommen sein dürfte. Sie will dabei mehrerer Mannigfaltigkeit wegen das Interessanteste aus der schönen Literatur unsers Norden aufnehmen, und von unsern reizendsten Gegenden, Ruinen, Alterthümern, Münzen und denkwürdigen Männern getreue Abbildungen liefern. Sie will indessen dadurch keineswegs interessante historische Aufsätze, die nicht

gerade Beziehung auf unsere Gegenden haben, ausschließen, wenn sie nur von Einheimischen verfaßt sind. Ihr Wahlspruch ist: Das Schöne zum Nützlichen! In wiefern sie aber diesen Zweck bei der ersten Erscheinung erreichte? darüber möge das Publikum entscheiden. Nur sieht sich der Herausgeber hier zu dem Geständnisse genöthigt, daß er gern die Besorgung würdigern Männern überlassen hätte, denen festere Gesundheit und günstigere Verhältnisse, die Beschäftigungen mit literärischen Arbeiten erleichtern. — Daß die Abschiedsfeier

in Tivoli, die ursprünglich für dieses Taschen=buch bestimmt war, hier aus einer bereits ein=gegangenen Zeitschrift wieder abgedruckt ist, wird hoffentlich dem Leser nicht unangenehm sein.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Prosaische Aufsätze.

Gedichte.

Räthsel und Charaden.

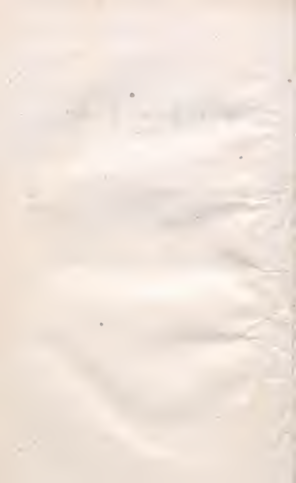
1. Traumbild. 2. Kartenhaus. 3. Heros, Eros, Rose. 4. Pilgerstab. 5. Saumseligkeit. 6. Winkelmann. 7. Hebebaum. 8. Regenbogen. 9. Flügel, Lüge. 10. Japan. 11. Mode, Ode, Edom, Dom. 12. Eber, Rebe.

L i v o n a.

Ein historisch-poetisches Taschenbuch

für die

Deutsch-russischen Ostsee-Provinzen.



Sommerweihe.

An Friedrich Wilpert in Riga.

Rom, im Juni 1809

bei der Ausflucht in die Landgegend.

Seid mir gegrüßt, die ihr aus heißen Mauren,
In kühle Schattenthäler freundlich winkt,
Und sanft beherrschend des Gemüthes Trauren
In Träumen ihm Verlornes wiederbringt,
Ihr Höh'n um Rom, die ihr so mild hinüber
Zur blauen Fluth des lichten Meeres blickt,
Seid mir gegrüßt! euch glänzt die goldne Tiber
Und nicht ist euch die theure Stadt entrückt.

Ein höh'res Sehnen röthet meine Wangen,
Des heil'gen Sommers hoher Friede kehrt.
Tief fühl' ich dich, unendliches Verlangen,
Worin allein des Lebens Leben währt.
Verloschne Wonnen fühl' ich neu entglühen,
Was längst entflohen, tritt mir zaub'risch nah,
Und um mich seh' ich alle Blumen blühen,
Die ich am Kindheitswege blühen sah.

Noch rinnen seh' ich euch, wie Fluth des Lethe,
Ihr Bäche, eingefaßt von schönerm Grün,
Wo einst die erste, schön're Morgenröthe
Wie eine Braut des Himmels mir erschien.
Mich locken tausend Stimmen aus den Bäumen,
Die einst der Knabe zu belauschen ging,
Und Blüthen wehen, wo zu sel'gern Träumen
Die erste Lieb' das glüh'nde Herz umfing.

Und nicht entflohn seid ihr, ihr Frühlingshügel!
Ihr Haine, wo entnommen dem Gewühl,
Die Wahrheit spähend in den dunkeln Spiegel
Auch mir ein heil'ger Ahnungsschimmer fiel.
Für immer wurdet ihr geweiht, ihr Stunden!
Als tiefer Brust der Freundschaft Glaube ward.
Wo je das Herz den Himmel hat empfunden,
Da bleibt ihm immer theure Gegenwart.

Doch fern bist du, o Land der vor'gen Tage!
Wo mir das schön're Morgenlicht sich gab,
Und vieles, dessen Bild ich dauernd in mir trage,
Berührte still des Schattengottes Stab.
Auch ernste Wehmuth mischt sich in mein Sehnen
Und Irrlichtbilder wanken durch die Luft,
Verlornes Hoffen weckt mir neue Thränen,
Und Leichenschatten steigen aus der Gruft.

Rasch führt die Zeit den Menschen zu den Mühen,
Ernst drängt sie ihn auf seinen Bahnen fort.
Es wechselt stets, was huldreich sie verliehen,
Und keiner Freude ward ein sichrer Ort.
Nur dem, was an die Menschheit' uns gebunden,
Gab die Natur den Drang zur Ewigkeit,
Es reißt sich los vom Laufe nicht'ger Stunden,
Verjüngt sich noch der fernsten Folgezeit.

So kehrt mir nun auf fernem Wandelgange
Was theurer mir die Menschenwelt gemacht,
Was je in sanftvernomm'nem Wiederklange
Die Vorzeit näher meinem Geist gebracht,
Was je in stillern Menschenkreises Mitte
Sich ohne Laut ins weiche Herz mir schrieb,
Und was als Weisheitswort, als Bild der Sitte
Dem Vaterland ein theures Denkmal blieb.

Geweiht sei stets, was Ehrfurcht je uns nannte,
Was zur Empfindung je die Brust geweiht;
Auch dem, was nur der Mund der Sage kannte,
Sei der Erinn'rung blüh'nder Kranz geweiht.
Nie soll, was höhern Muth erweckte, sterben,
Es soll, bewahrt in des Gemüthes Dank,
Als Bild, als That sich auf die Nachwelt erben,
Fortströmen in des Liedes vollerm Klang.

O Du, den edles, thatenvolles Leben
An eine thatenreich're Vorzeit band,
Und der, wie Sprossen, die vermählt sich heben,
Getrennter Zeiten Keime schön verband:
O Greis! mit dem zu reicherm Nachgenusse
Gern jedes Herz die schönern Freuden theilt,
Du bist's, zu dem bei frohem Sommergruße
Mein Lied und meine tiefe Sehnsucht eilt.

Und kindlich glühend nah' ich alten Mahlen,
Wo bildlicher Vergangnes mit mir spricht.
So röthen nie entflohne Morgenstrahlen
Zu neuer Gluth des Sängers Angesicht.
Ihm schwebt zurück aus fernem, frühstem Leben,
Worin ein Gott das Leben ihm verlieh,
Denn was den ersten Himmel uns gegeben,
Nur dem entblüht des Herzens Poesie.

Karl Graß.

An Mutter Boie in Lindenhof.

Unter Pallazzuola's heiligen Lorbeerbäumen am Albanersee gedichtet

im Julius 1808.

Erreicht Dich nie mein Saitenspiel,
An deren Lieb' und selbstverborgner Güte
Im tiefen Innern mir entglühte
Des Sängers heiliges Gefühl.

Vergäße Dich mein Lied, mein Dank,
Dann floh von mir des Lebens schön'res Leben,
Mir nahm ein Gott, was er gegeben,
Die leichte Gabe zum Gesang.

Stets werd' ich heil'ge Sonnen sehn
An Lihgats Felsen auf der Ammat Fluren, [1])
Dein Bild wird mir auf des Vergangnen Spuren
Als Schutzgeist früher Jahre stehn.

Beglückter Tage goldner Traum
Wird an der heil'gen Quelle mir erscheinen, [2])
Und weihen werd' ich mir in Frühlingshainen
Der Freundschaft heil'gen Lindenbaum.

Und wann sich einst Dein Grab erhebt,
Wo stehn des Ruhelandes Bruder-Eichen, [3])
Dann knüpft sich an den Stamm zum heil'gen Zeichen
Ein Kranz, den Menschenhand nicht webt.

Der Sänger kommt, es rauscht der Kranz;
Begeistrung rauscht ihm wunderbar hernieder;
Und alle sel'gen Tage kehren wieder
Mit reiner'm, höher'm Himmelsglanz.
Und heller, höher fliegt sein Blick
Zu grenzenloser Hoffnung Fernen,
Und himmlischer kehrt von den Sternen
Ihm seiner Mutter Bild zurück. 4)

Karl Graß.

Da das Gedicht an die Frau Baronin von Boie einige lokale Beziehungen enthält, so scheinen folgende Anmerkungen wol nicht überflüssig:

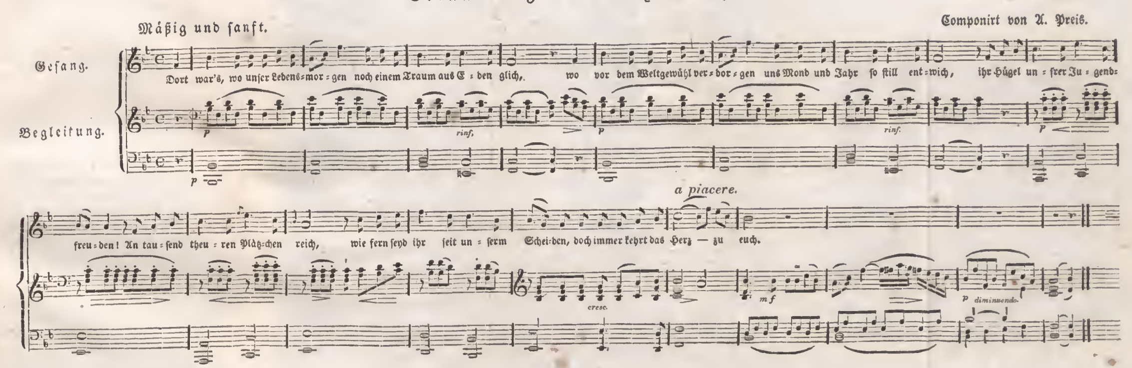
1) Die Gegenden am Lihgatsflusse, in der Nähe von Wenden, gehören zu den reitzendsten in Livland. Röthliche Sandfelsen, wild von der Natur hingeworfen und mit Wald bekränzt, umgeben das Thal, und machen mit der Paltemarschen Mühle und der Brücke einen trefflichen Effekt. Noch näher bei Wenden fließt die Ammat, deren Ufer sehr malerisch sind, besonders bei dem Gute Karlsruhe.

2) Nicht weit von dem herrschaftlichen Wohngebäude in Lindenhof befindet sich eine Quelle, die einem Hügel entströmt, und von schönen Baumgruppen umgeben ist. Der Lette nennt sie swehta akka, heilige Quelle.

3) Eine Beziehung auf das Familienbegräbniß der Besitzerin.

4) „Wir alle," sagt der Dichter in einer Anmerkung zu diesem Gedichte von seiner würdigen Freundin, „welche sie kannten, und die sie zur Freundschaft und zum erhöhten Lebensgenusse gezogen hatte, nannten sie Mutter."

Erinnerung an die Heimath.





Erinnerung an die Heimath.

Dort war's, wo unser Lebensmorgen
Noch einem Traum aus Eden glich,
Wo vor dem Weltgewühl verborgen
Uns Mond und Jahr so still entwich;
Ihr Hügel unsrer Jugendfreuden!
An tausend theuren Plätzchen reich,
Wie fern seid ihr seit unserm Scheiden,
Doch immer kehrt das Herz zu euch.

Dort war's, wo Sorge uns nicht drückte,
Wo Lieb' um Lieb' uns lächelte,
Wo Wald und Flur für uns sich schmückte,
Die Laube Frieden lächelte.
Ward auch ein Schmerz uns zugemessen,
Wie Regenschau'r schwand seine Spur;
Nach kurzer Noth ward er vergessen,
Dann schien die Sonne schöner nur.

Ihr Hügel, wo die Birken wehten,
Du stiller Bach, du Lattensteig,
Ihr Pfade, die wir eingetreten,
Ihr kanntet uns, wir kannten euch!
Du heller See, ihr Ufermatten,
Du hoher Berg, so blumenreich!
Du Wandelgang im Erlenschatten,
Ihr kanntet uns, wir liebten euch!

Ihr Morgen auf dem Hausthürsteige,
Wenn die Zirene Blüthen bot,
Und wenn am tiefgebeugten Zweige
Sich hing der Eibischbeere Roth.
Ihr Abende, wenn durch die Stille
Die Nachtigall uns Wonne sang,
Wohin seid ihr? wohin die Fülle,
Die unsre Herzen einst umschlang?

Du wohntest bei uns, Himmelsfriede!
Das Herz, von keinem Zwang gepreßt,
Ergoß sich gern im frohen Liede
Und wenig brauchte es zum Fest.
Wir fragten nicht nach Seltenheiten,
Weil, was wir hatten, uns gefiel,
Wir waren reich durch Kleinigkeiten,
Denn **uns** bedeuteten sie viel.

Das erste Blümchen in dem Lenze,
Der Heerde wandelndes Geläut,
Des Faulbaums Blühn, des Maies Kränze,
Ach, alles gab uns Fröhlichkeit!
Die Freude herzlichen Besuches
Vertrieb des Winters Schnee und Eis,
Die guten Menschen eines Buches
Gehörten mit zu unserm Kreis.

Wohin seid ihr, geliebten Tage!
Kaum blieb ein Schatten noch dem Blick;
Doch wiegt er in der Lebenswage
Wohl manches spä'tre Lebensglück.
Ihr theuren Schatten! bis wir leben
Entfliehet nimmer unserm Blick,
Geheiligte Gefühle schweben
Aus eurem Dunkel uns zurück.

Verschwunden sei die vor'ge Lage,
Der Jugendhügel und die Flur,
Das Eden unsrer Menschentage
Entblühet aus dem Herzen nur.
Wo Lieb' und Einfalt sich begrüßen,
Wird auch die glatte Mau'r belaubt,
Und Freuden sehn wir neu entsprießen,
Die längst verloren wir geglaubt.

Doch suchen wir dich oft, o Hügel!
Wo uns der Kindheit goldner Wahn
Umfing, als in dem Zauberspiegel
Der Täuschung wir das Leben sahn. —
Bleibt uns geweihet, Flur und Bäume,
Und du, der Freundschaft Wandelgang,
Ihr vor'gen Freuden kehrt als Träume,
Ihr Leiden wecket unsern Dank!

Karl Graß.

Bruchstücke

aus einer

historisch-malerischen Reise

durch

die schönen Gegenden Livlands.





Die Gutmannshöhle nebst dem Schlosse Freiden.



Treiden.

Hier in der Gutmannshöhle will ich Dir meine ersten flüchtigen Reisebemerkungen mittheilen. Wir sind von unsrer Fußwanderschaft in diesen reizenden Thälern ermüdet. Meine Gefährten versuchen mit ihren Flöten die schlafende Echo zu wecken, indeß ich in dem Genusse der Gegenwart und Vergangenheit schwelge, und auf der Schreibtafel die flüchtigen Bilder zu fesseln suche, die vor meinem Geiste vorüberziehn.

Es thut so wohl, hier von dem finstern Anblicke auszuruhn, den das meilenweite Sandmeer von Riga bis Wangasch gewährt. Kleine Fichtenwäldchen wechselten mit großen nackten Haiden, die sich vor unsern Blicken öd' und traurig wie das Leben eines Unglücklichen ausdehnten. Unser Wagen durcheilte sie, der Hitze und des tiefen Sandes ungeachtet, ziemlich schnell, und wir fanden uns bald durch die lieblichen Idyllengegenden von Hinzenberg für jene ermüdende Einförmigkeit entschädigt. Der Weg war vortrefflich, und erhob sich von Hin-

zenberg allmählig, bis er endlich unvermuthet in eine Tiefe herabsank, und uns mit der schönen Ansicht des Kronenbergschen Thals überraschte. Die bebüschten Höhen, welche dasselbe einschließen, stehn sehr gedrängt, ein Waldstrom rauscht durch die Tiefe bei dem Kruge vorbei, der hier im Schooße des Thales wie ein Asyl der Ruhe erscheint. Wir hielten uns indessen bei diesen Naturschönheiten nicht lange auf. Unser Ziel lag weiter, und wir flogen mit verdoppelter Eile dem nun nicht mehr entfernten Segewold zu.

Es giebt Momente im Leben, die den Menschen mit Allgewalt ergreifen, wo schmerzliche Gefühle selbst zum Genusse werden, der Ausdruck verstummt und das schweigende Herz beredter spricht, als die Kunst des Demosthenes. Sie bleiben uns nach Jahren noch heilige Denkmale; und Du wirst es mir verzeihen, wenn ich ein wenig bei denjenigen verweile, die mich hier in dem Jugendthale empfingen. — Mit ungeduldiger Erwartung eilte ich den wohlbekannten Weg bei Segewold hinab. Diese Höhen mit ihren blühenden Laubgebüschen; diese röthlichen Mauertrümmern, die vom jenseitigen Berge drohend herabwinken; dieser Strom, diese Felsengrotte waren alle noch dieselben — nur mir

raunte die Wehmuth zu: Du bist nicht mehr derselbe! Und woher dieses vernichtende Gefühl? Was ist es denn, das unser Herz so unwiderstehlich zu jenen Tagen hinzieht? — Ja, ich sehe sie noch die frohen Spiele der Kindheit, die ruhigen, häuslichen Scenen, die Frühlinge mit ihren Nachtigallen und Blumen, die leichtbefriedigten Wünsche, die Hoffnungen, welche jenseits der heimathlichen Berge uns eine Welt versprachen, romantisch wie die Abendröthe, welche die Gipfel der bekannten Höhen vergoldete. Sie waren's, die uns jene Tage so himmlisch machten. Das Leben glich damals noch einem unbeschriebenen Buche, worin unsere guten Engel den Inhalt zeichneten; Schicksale und Erfahrungen traten später hinzu, und setzten ernster fort, was jene lieblich begannen. War es ein Wunder, wenn die heitere Ansicht des Lebens schwand; wenn der Himmel, in dem die Kindheit lebte, dem Jünglinge auf den Gipfel des Helikon floh, der Mann ihn nur in der Hoffnung auf eine bessere Welt noch wiederfindet?

Unter solchen Empfindungen durchwandelte ich diese Thäler, die ich seit vielen Jahren nicht wiedergesehn hatte. Ein wehmüthiger Zauber verbreitete sich über die ganze Gegend, welche schon durch

ihren ernsten Charakter das Herz zur Rührung stimmt.

Denke Dir ein langes, blühendes Thal, durch welches sich die Aa in mäandrischen Krümmungen schlängelt. Von Westen nach Osten laufen Bergreihen in malerischen Formen dahin. Uralte Eichen, Linden, Birken und Fichten erheben im mannichfaltigsten Gemische über steile Felsenwände ihr majestätisches Haupt. Hinter ihnen ragen die Trümmer der drei Bergschlösser Treiden, Segewold und Kremon hervor. Der hohe Ernst dieser grauen Zeugen der Vorwelt bildet mit dem lachenden Anblick der Thalgegenden einen schönen Kontrast: Vergangenheit und Gegenwart begrüßen sich hier in traulicher Umarmung; jene melancholisch um die Herrlichkeit ihrer untergegangenen Schöpfung trauernd; diese heiter wie die friedliche Gegend, welche sie umgiebt. Links von Treiden erblickt man die röthlichen Felswände der Gutmannshöle *), die

*) S. das Kupfer. Die Gegend ist von der Südseite auf der Wiese vor der Gutmannshöle aufgenommen. Da dieß schon vor mehrern Jahren geschah, so sind durch die Vegetation einige kleine, wiewohl unwesentliche Veränderungen in der Landschaft entstanden. So ist

fast vom Laube überdeckt aus dem dunkeln Grün hervorschimmert. Eine Quelle rieselt aus ihr hervor und eilt, nachdem sie sich vorher in einem kleinen Becken gesammelt, murmelnd dem nahen Aaflusse zu. Wahrlich, diese Quelle verdiente es, daß bei ihr, wie die Sage erzählt, der heidnische Live dem Gott der Freude opferte, daß er in diesem Thale die Huldigung dem Schönen brachte, indem er empfand, daß es den Göttern heilig sei. Auch der gebildete Grieche verehrte ja seine Quellen; er errichtete ihnen Tempel und Altäre, und opferte ihnen Blumen und Wein — wer könnte wohl da noch den rohen Letten verdammen, wenn noch jetzt sein Aberglaube zuweilen einige Münzen als fromme Gabe in die Quelle wirft.

Doch ich führe Dich in Gedanken von Segewold aus über den Fluß, den man hier vermittelst einer Fähre zurücklegt, den Berg bei Treiden hinauf, der von den übrigen Höhen tiefer ins Thal hervortritt.

---

gegenwärtig der kleine Thurm von der Treidenschen Ruine nicht mehr zu sehen, weil die Baume höher aufgeschossen sind. Auch wird man in dem Kupfer das kleine Bassin vor der Höle, welches erst kurzlich gegraben ist, vermissen.

Die Baumgruppen, welche die Eichen, Linden und Ulmen auf dem Wege kurz vor dem Gutsgebäude bilden, sind äußerst malerisch. Von den Ruinen hat sich außer einigen verfallenen Mauern noch ein großer, runder Thurm erhalten, der von röthlichen Backsteinen erbaut ist. Der Schloßhof ist sehr klein. An das zertrümmerte Gemäuer lehnt sich das neue Hofgebäude, von dem man eine vortreffliche Aussicht auf das tief unten liegende Thal hat. Es ist unmöglich, eine lieblichere Landschaft zu sehn, als die, welche sich hier dem Auge darbietet; unmöglich, diesen Fluß, diese Hügel, diese zerstreuten Hütten zu malen! Ich müßte meiner Schilderung das sanfte, geistvolle Leben einhauchen, das mich durchglühte, als ich die Luft dieser schönen Höhen athmete.

Warum, dacht' ich, besuchen wir doch so begierig die Gegenden des Auslands, und träumen von Alpen und Apenninen, indeß unser Vaterland manche reizende Landschaft aufzuweisen hat, die sich kühn mit vielen gefeierten Ansichten in einen Wettstreit einlassen könnte? Warum endlich versucht nicht die Kunst sie den Freunden vaterländischer Gegenstände bekannt zu machen, die gewiß nicht gegen dergleichen Unternehmungen gleichgültig sein

dürften? Oder fürchtet man vielleicht, daß diese Ansichten nicht interessant genug ausfallen würden, weil sich ihre Höhen nicht mit den majestätischen Gebirgen der Schweiz und Deutschlands messen können? Hinweg mit diesem Kleinigkeitssinne, der das Schöne nur nach Fuß und Toisen beurtheilt, der es nicht weiß, daß die Abstufungen desselben unendlich sind, und auch eine Idylle schön ist, wenn sie gleich tief unter einer Ilias steht.

Man könnte mir einwenden, unsrer Natur fehle jenes Leben, jener Reichthum, den die allgemein verbreitete Cultur des Südens erzeugt, und es ist nicht zu läugnen, daß der Kameralist hier mit Recht die Achseln zucken wird. Vergebens sucht man bei uns die lieblichen Rebenhügel und Dörfer, welche die malerischen Ufer des Rheins und der Elbe schmücken, der Wandrer erblickt nur Gebüsche, Felder und einzelne wenige Wohnungen, und selbst bei diesen wenigen hat oft seine Phantasie Mühe, sich in ihrem Innern glückliche Bewohner zu denken. Dessen ungeachtet wird der Freund der schönen Natur nicht unbefriedigt diese minder bebauten Gegenden verlassen; er wird das Reizende selbst in der schönen Wildniß antreffen, ihn werden die anziehenden Ideen von Zurückgezogenheit, von einer

patriarchalischen Welt vergnügen. Ihn spricht auch aus den leblosen Umgebungen ein freundlicher, harmonischer Geist an, denn er versteht ihre stumme Sprache, und weiß sie in jeder Erscheinung aufzufinden.

Treiden wurde bald nach Ankunft der Deutschen der Schauplatz denkwürdiger Begebenheiten. Hier stand damals die Burg des livischen Landesältesten Dabrel, zu welchem der Bischof Meinhard 1187 den Mönch Dietrich schickte, um die Liven der hiesigen Gegend zu taufen. Mehrere hatten bereits die neue Lehre angenommen, als zum Unglück für den Missionär ein Mißwachs eintrat. Wer konnte ihn anders, ihrer Meinung nach, herbeigeführt haben, als die alten Götter, die sich dadurch an ihren treulosen Bekennern zu rächen suchten. Man wollte ihnen eine glänzende Genugthuung geben: Dietrich, die erste Quelle ihres Unglücks, sollte geopfert werden. Auch hier zeigte es sich, daß dieses Völkchen nicht aus Grausamkeit mordete: denn es überließ zuvor seinen Göttern die Entscheidung. Der Mönch mußte sich nämlich auf ein weißes Roß setzen, dem man eine Lanze vorhielt, und der zuerst aufgehobene Fuß des Lebens oder des Todes sollte entscheiden. Das sinnlose

Orakel that dießmal einen menschlichen Ausspruch: das Pferd setzte den Fuß des Lebens zuerst über die Lanze. „Man wische den Rücken des Thieres ab," rief der Waidelotte, „der Christenzott sitzt unsichtbar mit darauf und lenkt den Fuß!" Von neuem begann die Ceremonie; aber auch dießmal fiel sie für den frommen Augustiner günstig aus. Nicht besser ging es ihm noch in dem nämlichen Jahre bei den Esthen. Es ereignete sich damals gerade am Johannistage eine Sonnenfinsterniß, von der man behauptete, der neuverkündigte Gott quäle die Sonne, und werde sie verzehren. *). Nur die glückliche Wiederherstellung eines kranken Esthen rettete Dietrichen vom Opfertode.

Jener Dabrel war's, der in der Geschichte unsers Vaterlandes als der muthigste Gegner der fremden Ankömmlinge erscheint. Wohl sah er mit prophetischem Geiste das künftige Schicksal seines Volkes voraus, und setzte den Deutschen den kräf-

---

*) Es verdient hier wohl bemerkt zu werden, wie innig sich oft der alte Glaube eines Volkes mit seiner Sprache verwebt. Noch jetzt nennt der Lette eine Sonnenfinsterniß: die Marter der Sonne — Saules maitaschana.

tigsten Widerstand entgegen; doch welcher Sterbliche kann den immerregen Gang der Natur hemmen, wer den Sinn des hohen Genius lenken, der droben in furchtbarer Stille die Loose der Völker in verhängnißvoller Urne mischt, Herrscher und Nationen wie zerbrechliche Barken in den Abgrund reißt, und mit einem Zauberschlage neue Ordnungen der Dinge hervorgehn läßt? Auch Dabrels Anstrengungen waren fruchtlos. Er ließ sich zuerst bei dem Ueberfalle der Russen in Holme (das jetzige Kirchholm) in ein Bündniß mit Wladimirn, Fürsten zu Polotzk ein; allein Kaupo und Westhard *) wandten ihre Macht gegen ihn. Jener

*) Kaupo oder Kubbe war ein Landesältester der Liven, die an der Aa wohnten. Er war unter ihnen einer der ersten, die das Christenthum annahmen, und es mit den Deutschen hielten. Im Jahr 1202 reisete er mit dem Abt Dietrich und andern Pilgern nach Rom zum Papst Innocenz, der ihn reichlich beschenkte und, wie einige alte Nachrichten sagen, in den Adelstand erhob. Er bewährte seinen Heldenmuth in mehrern Gefechten, und fiel 1219 in einem Treffen gegen die Esthen in der Gegend des jetzigen livländischen Marktfleckens Oberpahlen. Von ihm stammen mehrere alte livländische Familien ab, z. B. die Familie von Liven.

belagerte seine eigene Burg Kubbesele *), in welcher seine mit Dabrel verbundenen Verwandte waren, dieser hielt ihn in Thoreida eingeschlossen, und zwang ihn zu einem Frieden mit dem Bischofe Albert. Die Ruhe dauerte jedoch nicht lange; denn bei einem zweiten Kriegszuge der Russen sah er sich genöthigt als ihr Verbündeter den siegenden Deutschen sein Gebiet abzutreten, deren Oberhirt im Jahr 1208 das jetzt zerstörte Schloß erbaute, und das Land zu seinem Stifte zog.

Der Kampf eines Volks um seine Selbstständigkeit ist ein rührender Anblick. Wir interessiren uns so gern für den Niedergedrückten; aber wenn dieser Niedergedrückte zugleich der Unschuldigleidende war, wenn die letzte verlorne Schlacht ihn zugleich auf Jahrhunderte in Fesseln schlug: dann erwacht unser ganzes Mitgefühl, und weiht unwillkührlich

Westhard, ein Landesältester der Semgallen hatte seinen Sitz zu Mesoten. Auch er war ein Anhänger der Deutschen; fiel jedoch oft von ihnen ab, und zuletzt eroberten die Schwerdtbrüder wenige Jahre nach Kaupos Tode seine Burg. Er kam bei der Einnahme um.

*) Das heutige Kypsal. Man zeigt noch im Kremonschen Pastorate die Stelle, wo sie gestanden hat.

eine Thräne dem Unglücklichen. Die Völkergeschichte ist reich an solchen Scenen: aber auch Livlands Annalen haben die ihrigen, die uns klagender ansprechen, als die entscheidenden Tage bei Chäronea und Philippi.

Die Landeseinwohner sahen nun, daß sie von jenen Fremdlingen, die ihnen die Segnungen des Himmels verhießen, hintergangen waren, sie wagten endlich nach manchen mißlungenen Versuchen den letzten Schritt. Mehrere esthnische Districte schlossen mit den Liven und Oeselern einen geheimen Bund. Die letztern, im Alterthume als kühne Seeräuber gefürchtet, sollten mit ihren Fahrzeugen die Mündung der Düna sperren, und der neuerrichteten Pflanzstadt, Riga, die Unterstützung aus Deutschland abschneiden, indeß eine andere Abtheilung ihrer Schiffe die Aa hinaufsegelte. Einige Tausende der Verbündeten hatten sich in dem Aathale versammelt, um die Burg Kubbesele zu erstürmen: doch kaum war das Gerücht von diesem Ueberfalle erschollen, als aus Riga und Segewold Krieger herbeieilten. Hier an den Ufern der Aa nahmen sie ihre Stellung. Eine Brücke, die Bernhard von der Lippe weiter unterhalb über den Fluß geschlagen hatte, hemmte den Rückzug der öselschen Schiffe.

Jetzt begann ein hartnäckiger Kampf; umsonst versuchte die Liebe zur Freiheit ihre äußerste Anstrengung: die geübtere Kriegserfahrung und die Harnische der Deutschen verlachten die Tapferkeit roher Barbaren. Der Strom war mit den gefallenen Vertheidigern des Vaterlandes bedeckt, der Sieg den Fremdlingen gesichert. Nichts blieb den Geschlagenen übrig, als ihre Rettung in der Flucht nach den benachbarten Wäldern zu suchen, wo sie ein traurigeres Ende durch den Hungertod fanden. Eine Menge Gefangene, 2000 Pferde und 300 Raubschiffe wurden eine Beute der Sieger.

Die Sonne ist untergegangen. Hinter den Ruinen Segewolds, die der Gutmannshöhle gegenüber liegen, ziehn Gewitterwolken auf; immer dunkler wird der östliche Himmel. Schon durchkreuzen Blitze die Luft, und näher rollt der Donner. Das Schauspiel einer Gewitternacht in diesem Thale ist köstlich!

Der anhaltende Regen nöthigte uns, die frühen Morgenstunden im Zimmer zuzubringen, und wir konnten erst um 9 Uhr wieder unsere Wanderungen

in dem Aathale fortsetzen. Die Luft war noch trübe und drückend. Die Vögel streiften unruhig umher und ließen sich nur in einzelnen verlornen Lauten vernehmen; die ganze Natur hatte etwas Pathetisches, und es schien, als ob sie ihr großes Drama, das sie uns gestern gab, von neuem aufführen wollte. Gleich schwimmenden Inseln erblickte man in den dünnen Nebeln des Thales einzelne Theile der nahen Höhen, indeß die entfernten Gegenstände in bläulichen Duft zerflossen. Aber noch immer hielten Gewölke den Himmel bedeckt; jetzt öffnete sie sich, und wie aus ätherischem Schleier blickte das freundliche Antlitz der Sonne hervor. Einzelne Baumgruppen waren erleuchtet, andere standen im Helldunkel. Plötzlich sah man die ganze Landschaft in vollem Lichte, doch schnell durchlief sie ein gigantischer Schatten und warf um sie die Hülle des Ernstes. Aber nur einen Augenblick dauerte dieses Schauspiel; im nächsten schon hatte sich die Scene geändert. Es waren herrliche Studien für den Landschaftsmaler, und ich muß gestehen, daß uns dieß liebliche Spiel lange vielen Genuß gewährte; es machte die Gegend so interessant, sie war das Bild einer schönen Seele, auf deren Stirn der Kummer die leichten Spuren der Wehmuth grub.

Nicht minder anziehend sind diese Thäler dem Beobachter der Natur. Er wird in ihnen die Spuren der Verwüstungen früher Jahrtausende wahrnehmen, aus denen diese blühende Welt hervorging. Die vielen Berghölen, Klüfte und Spalten, so wie die Richtung der parallel laufenden Höhen zeigen's offenbar, daß diese Thäler das uralte Bette des Flusses sind, der sich seit undenklichen Zeiten immer mehr in die Tiefe senkte, und gegenwärtig so weit von seinen ehmaligen Ufern entfernt ist, daß man wohl mehrere hundert Schritte von ihm bis zu dem Fuße der Höhen machen muß. Diese Breite läßt auf seine ehmalige Bedeutsamkeit schließen, und bestätigt die alte Sage, daß er in frühern Zeiten bis hinter Wolmar schiffbar gewesen sei. Auch noch jetzt gehört er zu den beträchtlichsten Strömen Livlands, und er dürfte in Zukunft für seine Anwohner, die einen Landstrich von mehr als 225 Wersten einnehmen, noch wichtiger werden, wenn der Plan ausgeführt würde, den die Regierung vor einigen Jahren faßte, ihn vermittelst des Stintsees in der Nähe von Riga mit der Düna zu verbinden.

Wir konnten diese Gegend nicht verlassen, ohne noch einmal die Gutmannshöle zu besuchen.

Ihre röthlichen Sandsteinwände sind ungefähr 6 Faden hoch, 8 Faden breit, und gehn eben so tief in den Berg hinein. Im Hintergrunde entspringt eine Quelle, deren Wasser eine incrustirende Kraft besitzt, denn man findet zuweilen Moos darin, welches mit einer Steinrinde überzogen ist. In der Grotte hat man jetzt einige Rasenbänke angebracht. Die Wände sind mit vielen Namen beschrieben, welche die Anwesenden als Erinnerungsmahle hier zurückgelassen haben. Einige mit Moos bewachsene Inschriften oben an der Decke sind vom Jahre 1564, und zeugen von dem hohen Alter dieser Höle.

Unser Weg führte uns den Berg bei Kremon hinauf, wo wir unter den geringen Ueberresten der alten Ritterburg herumwandelten, die 1255 vom Erzbischof Albert II. erbaut wurde, und dem rigischen Domkapitel gehörte. Auch von diesen Höhen herab war der Anblick der Thalgegend reizend. Mehrere Standpunkte gewährten uns Ansichten, die es wohl verdienten, daß man sie bekannt machte. Das Auge verfolgte in weiter Entfernung den Fluß, der durch seine vielfachen Windungen anzudeuten schien, wie gern er zwischen diesen lieblichen Hügeln verweile. Abwärts von der Aa verliert sich hier die Gegend in eine weite mit kleinen Un=

gleichheiten abwechselnde Ebene. Wir entfernten uns immer weiter vom Ufer, und geriethen unvermuthet auf eine Menge Hügel, welche gleichsam durch kleine Dämme mit einander in Verbindung standen. Ihr Aeußeres zeigte uns schon, daß es alte Grabhügel waren. Ist dieß vielleicht der Wahlplatz, wo es am 1sten Junius 1298 zwischen dem Herrmeister Bruno und dem rigischen Erzbischofe Johann von Schwerin zu einer Schlacht kam? Die Annalisten melden uns wenigstens, daß diese nahe bei Treiden vorgefallen sei, und die Lage der Gegend scheint diese Vermuthung zu bestätigen.

Es wird Dir bekannt sein, daß nach der Bezwingung der Landeseinwohner dem unglücklichen Livlande ein anderer Feind in seinen neuen Beherrschern entstand. Priester und Ritter stritten um die Obergewalt; jene, stolz auf frühern Besitz und päpstliche Bullen, diese auf ihre der Kirche geleisteten Dienste und auf den in blutigen Schlachten bewährten Heldenmuth. Ein dreihundertjähriger Kampf begann. Und wenn gleich die geweihten geistlichen Waffen kraftlos von den ehernen Panzern minder gläubiger Ritter absprangen; wenn gleich des heiligen Vaters Bannstrahl im fernen Norden nicht die zerschmetternde Wirkung äußerte,

mit welcher er im Süden oft mächtige Thronen erschütterte, so wußte doch Schlauheit und Politik zuweilen die Wagschale zum Vortheil des Clerus zu lenken. Sich von der Lehnsherrschaft der Erzbischöfe loszumachen und zum Besitz der freien Stadt Riga zu gelangen, war das lange Bestreben des Ordens. Daher die vielen Beeinträchtigungen, welche die beiden erstern von den Rittern erdulden mußten. Die Mißhelligkeiten gediehen endlich so weit, daß es unter dem Herrmeister **Bruno** zum förmlichen Kriege kam. Der Erzbischof Johann wurde zu Treiden nach kurzer Belagerung gefangen genommen, und erhielt erst nach einer harten Gefangenschaft von 8 Monaten unter sehr drückenden Bedingungen die Freiheit. Doch das Domkapitel und Riga verwarfen diesen Vertrag und riefen in der Stille, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, den litthauischen Fürsten **Withen** zu Hülfe. Neun blutige Treffen wurden in anderthalb Jahren geliefert. Das Gefecht bei Treiden — es war das achte — verschaffte den Verbündeten den Sieg. Herrmeister **Bruno**, 60 (nach andern 20) Ritter und 1500 Mann bedeckten das Schlachtfeld.

Das große Trauerspiel war damit nicht geschlossen; der Funke der Zwietracht, der immer un-

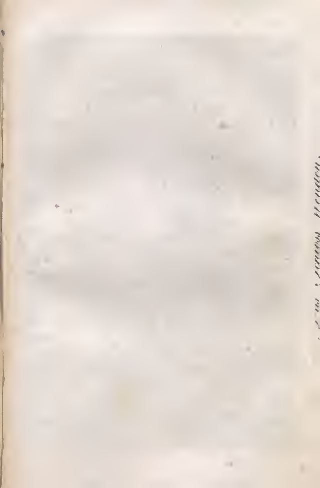
ter der Asche glimmte, brach von Zeit zu Zeit in neue Flammen aus. So erzählen uns die einheimischen Jahrbücher, daß 1486 ein zweites Treffen bei Treiden zwischen dem Ordensmeister Freitag von Loringhof und den Rigischen vorgefallen sei, worin die letztern das Feld behaupteten, 6 Komthure und Vögte tödteten, und 6 andere im Triumphe nach Riga brachten.

Genug mit diesen Zügen aus der livländischen Verheerungszeit, die so grell mit den friedlichen Umgebungen kontrastiren. Mögen sie hier als abermalige Beweise stehn, wie wenig der entartete Mensch in seinem Streben der Natur, seiner Mutter, gleicht. Er schafft und zerstört, damit nur Er gewinne und lebe: sie winkt ihren Frühlingen, und sie streuen Segen auf Millionen Glückliche; seine Spur verkündig n — ach! nur zu oft — Schlachtfelder, Leichenhügel, Trümmer aufgebrannter Städte und Dörfer: sie entlockt selbst den Zerstörungen Leben, und breitet liebend über die Gräber der Erschlagenen ihren Blumenteppich, Andern zur Lust und zum reichen Genusse!

Wenden.

Da sind wir nun in der alten Residenz der liv-ländischen Herrmeister, die sich freundlich wie eine ländliche Schöne an den Abhang eines Hügels lehnt, und mit ihren rothen Ziegeldächern den Wandrer traulich zu sich einladet. Ueber Berg und Thal führte uns der Weg von Treiden hieher; doch ich übergehe für dießmal die Schilderungen der roman-tischen Felsenpartieen am Lihgatsflusse und an der Ammat, so wie mancher andrer lieblichen Ansichten, die sich auf unserm Wege durch die rei-zende Bergkette dem Auge darboten.

Nur ein Paar Bemerkungen will ich Dir über diese Gegenden mittheilen, die hier vielleicht nicht am unrechten Orte stehn möchten. Die ganze Strecke von Hinzenberg bis Wenden gewährt nicht nur dem Freunde der schönen Natur die mannichfal-tigste Unterhaltung, sie veranlaßt auch den Geolo-gen zu interessanten Untersuchungen. Einige dieser Berge bestehen aus einer Art Sandstein, dessen Theile durch Lehm verbunden sind. Die meisten aber enthalten eine mit Sand und Kieselsteinen vermischte Erde, die mit Kalk- und Thonschichten abwechselt. Man findet in ihnen häufig Versteine-rungen von Schalthieren und Abdrücke aus dem







Das Schlóss Wenden.



Pflanzenreiche. Diese Zeugen ehmaliger, großer Naturphänomene beweisen's, daß die Höhen an der Aa mehrmaligen Ueberschwemmungen ihren Ursprung verdanken. Noch auffallender aber sind dem Forscher die vielen zertrümmerten Granitsteine, die man hier, wie überhaupt in Livland, auf den Feldern und Anhöhen findet, und von denen die meisten auf der Oberfläche liegen. Wie mögen diese hieher gekommen sein, da man doch in den deutschrussischen Ostseeprovinzen keine Granitfelsen antrifft? Sind sie etwa, wie Fischer und Ferber vermuthen, Fremdlinge, die durch furchtbare Ueberschwemmungen von dem Orte ihrer Entstehung hieher verschlagen wurden? Und wann haben sich diese ereignet? Aber wer könnte auch nur muthmaßlich eine Zeitbestimmung wagen bei der so fragmentarischen Geschichte unserer Erde, von der Voltaire passend genug sagt, sie gleiche einer Kokette, die sich jünger zu machen sucht, als sie ist. So uralt indessen auch jene Naturrevolutionen sein mögen, so scheint doch die physische Beschaffenheit des livländischen Bodens anzudeuten, daß sie nicht bis zu dem hohen Alter derjenigen hinaufsteigen, welche die Alpen und Nordasien trafen. Ein Blick auf die trefflichen Karten des Herrn Grafen von

Mellin wird Dich überzeugen, welche ungeheure Menge von Seen, Bächen, Sümpfen und Morästen Livland enthält. Kein Land, das jüngere Amerika ausgenommen, hat eine solche Anzahl aufzuweisen, und die flüchtigste Betrachtung lehrt schon, daß sie Ueberreste des zurückgetretenen Meeres sind, welche die Zeit noch nicht, wie in andern Gegenden, hat austrocknen können. Man muß mithin annehmen, daß unsere Ostseeküsten später den Fluthen entstiegen, als die übrigen Länder des alten Continents. Ich überlasse die weitere Untersuchung dieses Gegenstandes Andern, die mit der Natur in vertrauterer Bekanntschaft stehn als ich. Diese mögen denn auch entscheiden, in wiefern die hier hingeworfene Muthmaßung Grund hat. — Wir eilen zur Stadt.

Sie liegt 81 Werste von Riga in dem östlichen Theile der oben beschriebenen Bergkette, 2 Werste von der Aa, und um sie herum zieht sich in einem Kreise von 5 Meilen ein bläulicher Kranz von Höhen. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt gegenwärtig ungefähr 1200. Das nöthige Wasser erhält sie aus zwei Brunnen, die sich auf den beiden Marktplätzen der Stadt befinden. Diese bekommen Zufluß durch unterirdische hölzerne Röhren, deren Anfang man

nicht weiß. Wahrscheinlich haben die ehmaligen Belagerungen die Einwohner genöthigt, diese unterirdische Wasserleitung anzulegen, denn die beiden vorzüglichsten Quellen, die Steinkuhle und die Isenpforte liegen in einiger Entfernung von der Stadt. Jene bildet einen kleinen Wasserfall, diese entströmt der Grotte eines Sandfelsens, in welcher die alten Letten opferten.

Ich muß gestehen, daß wir mit wehmüthigem Gefühle dieses Städtchen betraten, das einst die zweite Hauptstadt des Landes war. Von seinen Mauern sind nur noch wenige Reste übrig, von seinen ehmaligen, weitläufigen Vorstädten ist selbst die Spur verschwunden. Der Gedanke von der Hinfälligkeit der Dinge trat uns so ernst vor die Seele. Und wie könnte auch der Mensch, diese flüchtige Ephemere, auf die Dauer seiner Werke rechnen; sahen wir doch so eben, daß selbst die großen Schöpfungen der Natur den Zerstörungen unterworfen sind.

Die Sonne war schon dem Untergange nahe, als wir in dem Gasthofe abtraten. Wir wollten noch die günstige Abendbeleuchtung benutzen und die nächsten Umgebungen der Stadt besuchen. Unsere Begleiter nahmen ihre Waldhörner mit, und er-

kundigten sich, in welcher Gegend des Schlosses das vielstimmige Echo anzutreffen sei? „Ich weiß es nicht, antwortete unser Aufwärter, ein muntrer Bursche von 15 Jahren, mit einiger Verlegenheit, faßte sich aber gleich, indem er hinzusetzte: „Ich will nach dem Laden unsers Herrn Bürgermeisters laufen, da bekommen Sie es gewiß!" Wir lachten über diesen naiven Bescheid, und begaben uns auf den Weg, um die geschwätzige Göttin selbst aufzusuchen.

Ein schmaler, steinigter Pfad führt uns ins Thal. Nur wenige Schritte, und wir sind der Ruine der alten Ritterburg gegenüber, die in düstrer, feierlicher Größe dasteht, wie ein Titane, der dem Kampf in dem Götterkriege unterlag. *) Hinabgesunken ist die Sonne, ihre Strahlen vergolden nur noch die höchsten Spitzen der Veste. Aus der tiefen Stille, die um uns herrscht, lispelt nur zuweilen der sanfte Abendwind, als spräche er das Segensgebet über die zum Schlummer eilende Natur.

Unsere Gefährten fanden bald den Standpunkt, von wo aus das Echo sich am besten ausnahm. Ein

*) S. das Kupfer.

Adagio, das P* zu dem Ende komponirt hatte, sollte die schweigende Göttin prüfen. Begeistert von dem herrlichen Abende lagerten wir uns der alten Burg gegenüber, am Abhange eines Hügels, als endlich das Duo begann. Nach einigen Takten hielt die Musik inne, und das Echo wiederholte vom Schlosse her mehrere Töne sehr deutlich. In dem nämlichen Augenblicke, wo es verstummte, ließ sich ein zweites, schwächeres vernehmen, dem noch ein drittes zu folgen schien, das schon zum kaum merklichen Piano herabgesunken war, und in den Lüften erstarb. — Man hat das Echo mehrmals durch die Musik mit Glück nachgeahmt; doch nie fühlte ich die große Wirkung wie hier. Es war, als ob die Geisterstimmen der Vorwelt erwachten, und die Jahrhunderte Vinno's, Monheims und Plettenbergs aus diesen elegischen Tönen zu uns sprachen. Mag es immerhin sein, daß der Abend und die Umgebungen den größten Antheil an diesem Effekte hatten; aber nie werde ich den hohen Genuß, den uns diese halbe Stunde gewährte, vergessen. Das Herz fühlte sich so mächtig ergriffen von dem allgewaltigen Zauber der Natur und Kunst.

Hier erinnerten wir uns lebhaft der Scenen des Jahres 1577, wo sich am 9ten September die un=

glücklichen Bewohner mit einem Theile der Burg in die Luft sprengten. Die Belagerten hatten die Auffoderung des Zaaren Iwan Wasiljewitsch abgeschlagen, denn sie fürchteten von dem gereizten Zorne des Feindes dasselbe Schicksal, welches schon die Stadt getroffen hatte. Ein männlicher Entschluß beseelte alle Gemüther: durch muthige Gegenwehr das Leben zu erkämpfen, oder mit den Waffen in der Hand ehrenvoll zu sterben. Fünf Tage war schon die Festung beschossen, eine Mauer niedergestürzt: da entschwand den Tapfern die Hoffnung auf Rettung. Doch nichts ist dem freien Menschen zu schwer, dem nur die Wahl zwischen zwei Uebeln übrig bleibt. Im Lager des Zaaren erwartete sie ein langer, qualvoller Tod, hier konnten sie das Leben plötzlich enden. Sie wählten das Letztere. Nur wollten sie nicht unvorbereitet aus der Welt scheiden, das Abendmahl des Herrn sollte ihnen Beruhigung im Tode leihen. Ein kindlicher, rührender Glaube! und gewiß, nie ward diese ehrwürdige Handlung inniger, feierlicher vollzogen, als in diesen Augenblicken. Die unglücklichen Todesopfer — dreihundert an der Zahl — versammelten sich gegen Mitternacht in einem Zimmer über dem Gewölbe des kleinen runden Thurms, der noch jetzt

durch seine zerrissene Gestalt auffällt. Mit hoher Andacht wird die Feier von der frommen Menge vollzogen, indeß von außen der Donner des Geschützes, das Getöse der Stürmenden den Untergang drohen, und in den untern Gewölben der Tod in seiner schauerlichen Gestalt ihrer harret. Und als nun das bange Lebewohl der Gatten, Kinder und Freunde durch die Hallen tönt; hier ein Unglücklicher noch den letzten sehnsuchtsvollen Blick auf das Leben wirft, dort ein andrer in stummer Verzweiflung dem nahenden Todesengel entgegen taumelt — nein! ich schildere sie nicht weiter die erschütternden Scenen dieser Jammernacht, vor denen das Gefühl erbebt — da zündet Heinrich Boismann, Rittmeister des Herzogs Magnus, aus einem Fenster des Rittersaals das Pulver in dem Gewölbe an. Mit entsetzlichem Krachen werden die Unglücklichen in die Luft geschleudert; die Erde zittert; eine schwarze Dampfwolke wälzt sich über die Trümmer des Schlosses, als wollte sie in ihren Schatten erbarmend den gräßlichen Anblick der Verstümmelten hüllen. Boismann war nur noch so lange dem Tode entronnen, um dem Zaaren den Vorgang im Schlosse erzählen zu können. Die wenigen, welche sich in den unterirdischen Gewölben

versteckt hatten, erwartete ein qualvollerer Tod von der Hand des Feindes.

Doch hinweg von diesen Scenen der Verwüstung. Ich eile ins Innere des Schlosses. Die feierliche Stille des Abends erhöht den majestätischen Eindruck, den diese gewaltigen Steinmassen hervorbringen.

Erwarte hier keine Beschreibung prächtiger Säulentrümmer und Denkmäler, jenen gleich, welche der schöne Genius von Athen und Rom erschuf; aber auch diese gothischen Kolosse sind dem denkenden Wanderer interessant: sie sind das treue Bild ihrer Zeiten, deren Charakteristik Heldenkraft und Rohheit war. Eine Menge zerstörter Gewölbe, Zimmer und Säle liegen hier im Schutt. Auch der mächtige Rittersaal hat seine Decke verloren. Noch einmal will ich bei diesen Ruinen verweilen, und den Blick in die Vorzeit werfen.

Nichts begünstigt die Trauer um eine denkwürdige Vergangenheit mehr, als der Anblick des zertrümmerten Ortes, von dem einst die Befehle der Landesgebieter ausgingen; nichts weckt aber auch mehr den Geist zur Betrachtung über den räthselhaften Gang der Völkergeschichte. Deutsche Kauffahrer, vom Sturm an Livlands Küsten verschlagen,

müssen ihnen Christenthum und Knechtschaft herbeiführen; Ordensverbrüderungen am Libanon aufblühn und von tapfern Saracenen nach Europa verwiesen, im unbekannten Norden Staaten gründen; und damit diese schwachen Pflanzungen ungestörter gedeihen, drücken Batu Chans Tatarenhorden an der Kalka ein großes Volk zu Boden. Innere Zwiste rauben dem neuen Ritterstaate die wenige Kraft; dem Untergange schon nahe hebt ihn Plettenbergs Heldenarm; bis er endlich — ein jugendlicher Greis — kraftlos dahin stirbt, und im Hinscheiden noch die unvermuthete Aussicht auf eine Königskrone erhält. Und warum dieß alles — —? Kurzsichtiger Mensch! du willst in der Ebbe und Flut der Völker die ewige Regel finden, nach welcher der unsichtbare Genius handelt, und kannst nicht einmal bei den Ereignissen deines kurzen Daseins das Warum? beantworten.

Die alten Nachrichten geben uns über das Erbauungsjahr der Stadt und des Schlosses keine deutliche Auskunft; so viel ist aber gewiß, daß beide zu den ältesten Anlagen in Livland gehören *). Die

---

*) Die Stadt ist nach Arndt im Jahre 1205 von den aus Windau vertriebenen Wenden erbaut, nachher

eben geschilderte Sprengung des Schlosses scheint indessen nur einen Theil desselben zerstört zu haben, denn die Russen stellten es wieder her und ließen hier eine Besatzung zurück. Im Dezember 1577 eilte Johann Büring, Wirthschaftsverwalter zu Treiden, mit einer kleinen Mannschaft vor das Schloß. Die nächtliche Dunkelheit begünstigte seine Unternehmung. Die Mauern wurden mit Hülfe der Strickleiter erstiegen, und die russische Besatzung befand sich, aufgeschreckt aus dem tiefen Schlafe, in den Händen des Feindes, noch ehe sie zu den Waffen greifen konnte. Fürchterlich war das Vergeltungsrecht, das Büring hier übte: sämmtliche Gefangene mußten die in Wenden verübten Greuel mit dem Leben büßen. Wie furchtbar müssen die Verheerungen jener Zeit gewesen sein, wenn wir hören, daß erst jetzt die Todten begraben wurden, welche vor 3 Monaten in jener Katastrophe ihr Leben verloren.

Büring hatte zwar einen Beweis von seiner Gewandtheit gegeben; allein sein Schicksal stellte ihn auf eine härtere Probe. Schon im Anfange des

---

zerstört und im Jahr 1224 vom Bischof Albert von neuem angelegt worden.

Jahres 1578 erschien ein neues Korps Russen vor der Festung. Der junge Held zeigte sich seiner ersten Unternehmung würdig, und schlug mehrere Male die stürmenden Feinde zurück. Nur der gänzliche Mangel an Lebensmitteln schien jeden längern Widerstand unmöglich zu machen. Er trieb den wakkern Vertheidiger zu einem Wagestück, das dießmal einen günstigen Ausgang nahm. Büring rafft vierzig seiner besten Reiter zusammen, und schlägt sich im Vertrauen, daß gegen tapfern Muth selbst eine zahlreiche Macht nichts vermöge, durch das russische Heer. So kömmt er nach Riga, schildert die Noth im Schlosse und in der geängsteten Stadt, und erlangt endlich von dem polnischen General Dembinski Hülfe. Doch sie war dießmal nicht nöthig. Die Feinde hatten die Belagerung, aus Furcht vor den herbeieilenden Truppen von selbst aufgehoben. — Noch in demselben Jahre fiel in diesen Gegenden eine berühmte Schlacht vor, wo die vereinigte schwedisch-polnische Armee 18000 Mann Russen schlug. Der Zaar verlor über 6000 Mann und viele seiner vornehmsten Offiziere. —

Ich muß für heute abbrechen. Das milde Licht des Mondes senkt sich schon auf diese Ruinen herab, die Stille wird immer schauerlicher, und das fern-

her schmetternde Klagelied der Nachtigall taucht mich in ein Meer wehmüthiger Empfindungen. Morgen mehr.

Heute in aller Frühe verließen wir unser Zimmer und durchstreiften mehrere Stunden die umliegenden Gegenden. Schöner hatte nie ein Frühlingsmorgen die Erde begrüßt, als dieser. Das reine Azur des Himmels kontrastirte so lieblich mit dem frischen Grün der Thäler und Höhen, die Blumen noch vom Thau gebadet, erhoben lächelnd ihre Häupter, als wollten sie das Gemüth des Menschen zur Freude auffodern, in den tausendstimmigen Gesang der Vögel tönte das Geläute von der alten Stadtkirche. — Düpaty hat Recht: ein schöner Tag ist ein Fest, welches der Himmel der Erde giebt. —

Wir feierten den Sonntagsmorgen auf dem runden Thurm, von dessen drei Fensteröffnungen man der entzückendsten Aussichten genießt. Wir stiegen über das verfallene Gemäuer hinweg, und kamen in ein kleines gothisches Zimmer, das sich noch recht gut erhalten hat. Die eine Oeffnung ge-

währte uns einen vorzüglichen Anblick. Der Nußberg lag zu unsern Füßen, über ihm sahen wir die gothischen Trümmer der Katharinenkirche, von welcher nur noch die Seitenmauern übrig sind. Hinter ihnen schimmerten die Hofgebäude des Gutes Glube hervor, und im Hintergrunde dehnte sich die Gegend amphitheatralisch aus, bis sie in der Ferne von einem blauen Kranz von Bergen eingeschlossen wurde, unter welchen der Blauberg stattlich hervorschimmerte. Ungern vermißten wir in dieser lieblichen Landschaft die Seele aller Gegenden — das Wasser. Sie glich dadurch gewissermaßen einem schönen aber ausdrucklosen Gesichte; denn ihr fehlte ein großer Theil des Geistigen, das uns in dem Aathale die Natur so anziehend machte. Doch auch so gewährte sie noch vielen Reiz. Diese Fülle des Lebens, dieser Charakter von Fröhlichkeit, den der herrliche Morgen noch verschönerte, und mitten unter diesen lachenden Gegenständen diese gothische Tempelruine — wahrlich ein rührendes Adagio in dem muntern Conzerte der Natur! Schade, daß die Tanne, die noch vor wenigen Jahren auf dem alten Gemäuer dieser Kirche wuchs, von habsüchtigen Leuten umgehauen wurde. Sie bildete in ihrer kühnen Verirrung einen so

lieblichen Kontrast mit den Zerstörungen umher. Aber die Nemesis rächte auch sie. Ein leichtgläubiger Offizier, dem die Bewachung einiger Verbrecher anvertraut war, ließ sich von diesen überreden, es lägen unter den Wurzeln jenes Baumes Schätze verborgen. Sie fügten hinzu, daß sie genaue Nachrichten davon hätten und erboten sich, ihm dabei behülflich zu sein, wenn er ihnen einen Theil davon abgeben wolle. Die alte Sage, welche seit undenklichen Zeiten sich mit vergrabenen Kostbarkeiten in dieser Gegend herumträgt, unterstützte das Vorgeben der Leute und machte den Glücksritter sogleich dazu bereitwillig. In der nächsten Nacht eilt er mit ihnen und einigen Soldaten dahin, eine Leiter wird an die Mauer gelegt, den Gefangenen werden die Fesseln abgenommen, um besser helfen zu können. Man haut den Baum um, reißt einige Steine aus, welche nach der Versicherung der Betrüger den Schatz bedecken, und der Offizier glaubt sich nun schon überglücklich durch den Besitz eines großen Vermögens; als mit der Schnelle des Blizzes die Gefangenen die Leiter hinuntereilen, sie von der Mauer wegziehen, und die staunenden Söhne des Mars auf dem Gewölbe zurücklassen. Schätze hatten unsere Abenteurer nun freilich nicht gefun-

den; aber eine nützliche Weisung, und was das Schlimmste war — Gelegenheit, bis zum Morgen über ihre Thorheit erbauliche Betrachtungen anzustellen.

Wir begaben uns von hier nach der alten Johanniskirche, die in der Stadt neben dem Schlosse liegt, und 1281 von dem Herrmeister Wilhelm von Schauerburg erbaut wurde. Man erhob sie zur polnischen Regierungszeit, als hier ein bischöflicher Sitz errichtet ward, zur Domkirche. Ihr Gewölbe ruht auf acht Pfeilern, und man hat sie von allen Seiten durch Mauerwerk zu unterstützen gesucht. Von den alten Denkmälern, welche den Zerstörungen früher Zeiten entronnen, bemerkten wir nur noch die schon halb erloschnen Leichensteine dreier Herrmeister, Loringhofs, Plettenbergs und Brüggeney's. Links vom Altare steht ein in Stein gehauenes Monument, das einen Bischof in priesterlicher Kleidung auf einem Paradebette darstellt. Die Sage nennt ihn den alten Johannes. Man weiß jetzt aber aus sichern Nachrichten, daß es das Monument des ersten Bischofs von Wenden, Johann Patricius, ist, der 1583 von dem polnischen Könige Stephan hier erwählt wurde.

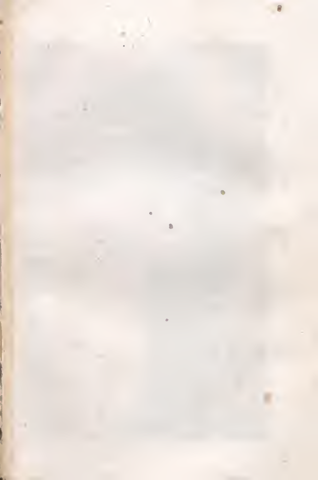
Die Kunst wird freilich an diesen Denkmälern das Schöne vermissen; aber sie interessiren auch nur durch ihre historischen Beziehungen: denn wie rührend reihen sich diese Grabsteine mit ihren fast verloschenen Inschriften an die Ruinen der alten Ritterburg!

Kokenhusen.

Wir sind hier spät am Abende über Oselshof, Erla und Stockmannshof angekommen. Der Weg ging über den Berg Sestukaln, der unter dem Gute Oselshof liegt, und unter allen, die wir auf unserer Wanderuug berührten, der höchste ist. Seine Spitze erhebt sich, angestellten Messungen zufolge, gegen 700 Pariser Fuß über die Fläche der Ostsee *).

---

*) Schon im Sommer 1795 wurden auf einer Reise durch diese Gegenden von unserm Freunde Sand mehrere Barometer- und Thermometerhöhen in dieser Hinsicht aufgenommen. Aus diesen ergab sich's denn, daß der Gipfel des Sestukaln uber 650 Pariser Fuß höher liegt als Riga. Nimmt man nun die Basis von Riga auch nur um 40 Fuß höher als die Fläche der Ostsee an, so würde diese Bergspitze gegen 700 Fuß über der Mee-







Ansicht des Schlosses Kokenhusen in Liefland.



Die Aussicht, die wir hier hatten, war vortrefflich. — Wohl erinnerst Du dich noch des Brocken mit seinen majestätischen Morgen und Gewittern, der Abende in Rübeland und am Roßtrapp, die noch schwärmerisch schön vor meinen Blicken schweben; sie mahnen mich an Tage voll hohen Genus-

---

resfläche hervorragen. Der Blauberg hingegen der in der Nähe von Wolmar liegt, und den man in Livland gemeiniglich für den höchsten hält, ist nur 306 Fuß höher als Riga. Er scheint aber deßwegen bedeutender, weil er sich ganz isolirt befindet, und nicht wie die Höhen der Wendenschen Gegend von andern begrenzt wird. — Es ist hier vielleicht nicht am unrechten Orte, wenn ich aus Bode's astronomischem Jahrbuche für das Jahr 1812 die von unserm Freunde beobachteten Polhöhen von Wenden, Kokenhusen, Stockmannshof und Praulen hersetze. Durch ein Versehen des Setzers sind dort diese Oerter, die alle in Livland liegen, nach Kurland verlegt worden. Nur Dubina befindet sich in Kurland.

Die Polhöhe von Wenden ist 57° 19′ 7,5″, Kokenhusen 56° 39′ 10″, Stockmannshof 56° 36′ 24″, Praulen 56° 49′ 48″, Dubina 56° 28′ 35″. Den 7ten und 8ten Aug. 1807 gaben 10 Monddistanzen von der Sonne den Meridianunterschied zwischen Stockmannshof und Paris im Mittel 1 St. 33′ 15″ und damit die Länge von Stockmannshof 43° 18′ 48″.

ses. Thöricht wär' es, wollte ich die livländischen Höhen mit jenen Naturkolossen vergleichen, die sich durch Größe und Erhabenheit auszeichnen. Aber wenn die unsern auch darauf nicht Anspruch machen können, so theilen sie doch mit ihnen den Zauber, sich des Gemüths zu bemächtigen. Ueberall, wo uns der Weg durch Berggegenden führte, machten wir diese Bemerkung. Ein frohes Gefühl, das man in den Ebenen nicht kennt, durchströmte das Herz, und eine unnennbare Kraft ergoß sich durch alle Pulse. Der Sinn war mit sich und der Welt zufrieden; die Ideen entwickelten sich schneller und lebendiger. Ja, Freund, zu den Bergen müßte der Mensch eilen, der mit seinem Schicksale zerfiel, dessen Glaube an Menschen erschüttert wurde, dem Geschäfte die Schwingen des Geistes lähmten. Dort würde er in ihrem reinen Aether Stärkung trinken, und mit neuem Muthe ins lästige Gewühl des Lebens zurückkehren, dem Nebel gleich, der in schwachen Dünsten aus den Thälern emporsteigt, und als kraftvoller Regen aus den Wolken herabstürzt. —

Der Tag neigte sich schon, und wir eilten mit doppelter Anstrengung der geliebten Düna zu, der milden Ernährerin einer großen Menschenmenge des russischen Reichs. Die Gegend bei Stockmanns-

hof wird Dir vielleicht schon durch die Schicksale, welche der bekannte Schriftsteller A. von K. im Jahre 1801 hier hatte, bekannt sein. Der Vorgang ist in dem ersten Theile seines Buchs: „das merkwürdigste Jahr meines Lebens" erzählt, und ich halte es für überflüssig, weiter etwas darüber zu sagen; aber hinzusetzen muß ich dennoch, daß diese Gegend dadurch für uns ein ganz eigenes Interesse gewann. — Das Unglück Andrer greift auch noch nach Jahren an die zarten Saiten des fühlenden Menschenherzens, und zwingt ihm innige Theilnahme ab.

Uns zur Rechten lief eine Kette von Hügeln, die mit Fichten und Laubholz bewachsen waren, zur Linken schien die bald nahe bald entfernte Düna mit uns Versteck zu spielen. Nach einer kleinen Stunde erblickten wir auf einem Hügel das Hofgebäude Stockmannshof*), von dem sich ein Garten mit Terrassen bis an die Landstraße hinabzieht.

Wir hatten noch eben Zeit genug, um die Ueberreste einer Ruine, die links von der Heerstraße liegt, in Augenschein zu nehmen. Nur auf der ei:

*) S. das Kupfer. Die Gegend ist von der Südseite gezeichnet.

nen Seite ist noch eine 4 Fuß dicke Mauer stehn geblieben. Diese alte Veste ist an dem Bache Loksting, der hier bei seiner Vereinigung mit der Düna einen spitzigen Winkel bildet, erbaut worden. Kenner der livländischen Alterthümer vermuthen, daß dieß das alte Gercike sei, wo der russische Fürst Wsewolod oder Wissewald, wie ihn Heinrich der Lette nennt, seinen Sitz hatte. Um die Verheerungen dieses Fürsten zu bestrafen, bekriegte ihn Bischof Albert im J. 1208, und zerstörte Schloß und Stadt. Die Fürstin gerieth mit ihren Jungfrauen in die Gefangenschaft, aber Wissewald entkam. Noch vom jenseitigen Düna-ufer sah der Unglückliche seine Burg in Flammen aufgehn, und rief wehmüthig aus: „O Gercike du liebe Stadt! o Erbtheil meiner Väter! Wehe mir, daß ich geboren bin, den unvermutheten Untergang meines Volkes zu sehn!“

Von Stockmannshof bis Kokenhusen sind etwa zwei Meilen, und die Gegend wird immer interessanter, je mehr man sich dem letztern Orte nähert. Wenn man indessen aus dem schönen Einsamkeit des Aathals bei Treiden plötzlich an die Düna-ufer versetzt wird, so findet man einen bedeutenden Unterschied in den Landschaften.



Ansicht des Guthes Stockmannshoff von der Kurischen Seite.



Dort, wie hier, durchströmt ein Fluß die Gegend: aber die Aa ist kleiner, und fließt in lieblichern Krümmungen durch das fruchtbare Thal; hier zieht sich nur Eine Bergreihe längs der Düna hin — denn das gegenüberliegende Kurland ist flach: — dort wird das Thal zu beiden Seiten von fortlaufenden Höhen begrenzt und gleichsam von der übrigen Welt isolirt; hier sind die Höhen wenig mit Wald bedeckt, und ihre Umrisse scharf: dort verlieren sie sich bei einer schwelgerischen Vegetation in angenehme wellenförmige Linien, treten in reizender Unordnung zu beiden Seiten ins Thal hervor, fliehen dann schüchtern wieder, und bilden eine Menge schattiger Nebenthäler; in dieser Gegend starrt der weisliche Kalkfelsen empor: in jener lacht der röthliche Sandstein aus dem zitternden Laube; hier ziehn im Frühlinge und Sommer eine Menge Fahrzeuge mit den Reichthümern des Inlandes den Strom nach Riga hinab: dort wogt oft nur ein einzelner Fischerkahn auf den Wellen — Kokenhusen ist das Bild der veredelten Wirklichkeit, Treiden die idealisirte Idyllennatur.

Diese Bemerkungen dringen sich dem Beobachter sogleich auf, man mag nun die Gegenden von den Höhen oder vom Thale aus betrachten; denn der

reizende Park, den die frohe Laune der Natur zwischen den Höhen von Kokenhusen an dem Persebach schuf, ist zu schmal und klein, als daß er sich mit den Landschaften an der Aa messen könnte. Aber er ist schön; dieses reizende Lusthaus an dem Abhange des Berges bei Bielsteinshof, über welches majestätische Laubgebüsche einen blühenden Dom bilden, diese malerischen Baumgruppen unten im Thale, der murmelnde Bach, der über zwei kleine Wasserfälle zur nahen Düna rauscht, machen, daß man sich hier so wohl fühlt; und wahrlich, verdammte mich das Schicksal zum Anachoreten, in diesem Thale würde ich die Einsamkeit minder drückend finden.

Wir erklimmten am frühen Morgen die Höhen von Kokenhusen, die von der Dünaseite sehr steil sind. Die Burg ist von Feldsteinen erbaut, und liegt auf einem Kalkfelsen, zwischen welchem und der Düna sich die moskowische Straße hinzieht. *) Noch lag unten das Persethal in Dunkel gehüllt, indeß schon die alten Burgmauern in die glühenden Farben der Morgenröthe getaucht waren. Endlich erschien die Fürstin des Tages am Horizont. Wie

*) S. das Kupfer. Die Gegend ist von der Südseite gezeichnet.

sich nun die Gegenstände fern und nah entfalteten, wie hier schon die Gipfel einer Baumgruppe von den Sonnenstrahlen beleuchtet waren, dort noch liebliche Dämmerung die niedrigen Gesträuche umgab. Es war der Kampf zwischen Licht und Finsterniß. Aber noch warf der Berg seinen Schatten auf den zu seinen Füßen rauschenden Strom. — Wir hatten die Spitze der Mauer erstiegen. Auf den uns gegenüber liegenden Höhen des Persethals lagen ganz nahe die Güter Bielsteinshof und Atradsen, östlich schimmerten die rothen Dächer des Pfarrhauses und des Guts Kokenhusen, schräg am jenseitigen Dünaufer erblickten wir die Ueberreste einer Ruine, Altona genannt, in weiter Ferne Klauenstein und Grütershof, hinter ihnen erloschen die Gegenstände in den Morgenduft des Horizonts. Es war eine Scene von Claude Lorrain, nur lebendiger, glühender, reicher — denn welche Kunst könnte sich unterfangen, den schönen Schöpfungen der Natur gleich zu kommen? Schon wollte ich meine Parallele zurücknehmen; aber — wären auch die Gegenden des Aathals minder schön, die frühe Erinnerung würde doch einen Zauber um sie werfen, den selbst das Paradies nicht darböte. Die Flur der Kindheit gleicht der ersten Liebe, ihr Bild wohnt

unauslöschlich in der Seele, und strahlt begeisternder als die Göttergestalt einer Aphrodite.

Jedes Land hat immer eine Gegend, die durch die Begebenheiten der Vorzeit für seine Einwohner klassisch geworden ist. Für Livlands Geschichtsfreunde sind, außer jenen Orten, die ich bereits geschildert habe, die Düna-ufer wichtig. Hier siedelten sich die ersten deutschen Kolonien an; hier wehten zuerst die geweihten Paniere der heiligen Jungfrau — der Schutzgöttin des entdeckten Landes — von den neuerbauten Burgen; hier fielen die ersten Gefechte der Deutschen mit den Landeseinwohnern und den umliegenden kleinen Fürsten vor. — Auch Kokenhusen (damals Kukenois genannt) hatte schon bei der Ankunft der Deutschen einen kleinen Fürsten Wesceka. Seine Abhängigkeit von dem Fürsten zu Polozk, Wladimirn, so wie die Schwäche seiner Macht, scheint ihn unschlüssig gemacht zu haben, auf wessen Seite er sich schlagen sollte. Wladimirs Unfälle entschieden. Wesceka schloß mit Alberten ein Bündniß, in welchem er ihm die Hälfte seines Ländchens abtrat, und das Uebrige nebst dem

Schlosse Kukenois zur Lehn annahm. Doch einmal ans Herrschen gewöhnt, fügt sich der Mensch ungern der Nothwendigkeit zu dienen. Vescека that den Deutschen insgeheim manchen Schaden. Um diese Treulosigkeit zu rächen, überfiel ihn Ritter Daniel von Lennewaden in seiner Burg Kukenois, und nahm ihn gefangen. Albert mißbilligte das Verfahren des Ritters, und entließ den Fürsten reichlich beschenkt nach seiner Heimath, denn er fürchtete, ihn gegen seine junge Pflanzstadt aufzureizen. Geschäfte riefen den Bischof nach Deutschland. Aber kaum hatte Vesceka die Kunde davon vernommen, als er die Fremdlinge in dem dasigen Bezirk überfiel und niedermachte. Der Unbesonnene ahnete nicht, daß Stürme den Bischof zur Rückkehr zwingen, daß die Deutschen ihm bald blutige Rache bereiten würden. Albert erschien 1207 an der Spitze seiner Pilger so unvermuthet vor Kukenois, daß dem Vesceka nur noch Zeit übrig blieb, sein eignes Schloß anzuzünden und zu entfliehen. Er eilte nach Nowogorod zu dem Großfürsten Jaroslaw, dem Vater des gefeierten Helden Alexander Newski. Das Erbtheil seiner Väter sah er nie wieder. Albert trat nun dem Herrmeister Vinno von Rohrbach den dritten Theil des eroberten Fürstenthums

ab, und ließ das niedergebrannte Schloß 1210 von neuem aufbauen. Ritter Rudolph von Jericho wurde Befehlshaber der Burg.

Im Jahre 1229 belehnte der rigische Bischof Nicolaus einen Tiesenhausen (Dietrich von Kokenus nennen ihn die alten Nachrichten), der die Tochter des letzten heidnischen Besitzers dieser Burg geheirathet hatte, unter andern Gütern auch mit Kokenhusen; allein der Erzbischof Johann von Wallenrode entzog es wieder 1397 dieser Familie, weil sie es mit dem rigischen Domkapitel hielt, und ihm die Huldigung versagte. *)

Der schon berührte Streit des livländischen Ordens mit den Erzbischöfen brach in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts von neuem aus. Sylvester Stobwasser hatte das Pallium erhalten, und benutzte seine Verstellungskunst so gut, daß er die Verwirrung in Livland bis aufs Aeußerste trieb. Drei Herrmeister, Osthof von Mengden, Johann Wolthus und Berndt von der Borch hatten mit diesem ränkevollen Erzbischofe zu kämpfen, Riga ward von ihm mit dem Bann und

---

*) S. Hupels neue nordische Miscellaneen. Stück 13. 14. 18.

Interdikt belegt, und endlich rief er sogar fremde Truppen gegen den Orden zu Hülfe. Allein Berndt von der Borch nahm ihn 1479 zu Kokenhusen gefangen, und er beendigte bald darauf sein Leben. Den empfindlichsten Verlust erlitten bei dieser Belagerung die livländischen Annalen, indem Sylvester das erzbischöfliche Archiv verbrennen ließ.

Im Jahre 1556 wurde der Erzbischof Marggraf Wilhelm von dem Herrmeister Wilh. von Fürstenberg in Kokenhusen belagert und gefangen nach Smilten geführt. Die nachdrückliche Verwendung seines Bruders, Herzogs Albrechts von Preußen, und des Königs von Polen Sigismund August verschaffte ihm jedoch bald wieder die Freiheit. Die komisch-treuherzige Schilderung, welche uns Russow von den Kriegsrüstungen giebt, die man bei dieser Gelegenheit in Livland traf, verdient bei ihm selbst nachgelesen zu werden. Sie liefert uns nicht nur einen merkwürdigen Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit, sie giebt uns auch einen herrlichen Aufschluß darüber, wie der Orden nach Plettenbergs glänzenden Siegen so schnell seinem Grabe zueilte.

Bei den Verheerungen, welche Livland 1577 von den Russen erleiden mußte, traf auch die Stadt

Kokenhusen ein hartes Schicksal. Die Besatzung hielt den Zaaren Iwan noch für den Freund des Herzogs Magnus, und öffnete ihm die Thore. Verräther hatten mittlerweile den Zaaren gegen den Herzog erbittert, so daß jener bei der Einnahme 50 Personen jämmerlich hinrichten, und die übrigen Einwohner nach Rußland führen ließ.

Im J. 1700 mußte sich die Besatzung des Schlosses aus Pulvermangel den Sachsen ergeben. Diese räumten es aber wieder im folgenden Jahre, und sprengten das Schloß in die Luft. *). Bei dieser Gelegenheit soll auch die Stadt von ihnen geschleift worden sein.

Du wirst Dich vielleicht wundern, warum ich der letztern nicht früher erwähnt habe, die doch noch jetzt gar stattlich in manchen neuern geographischen Werken als existirend aufgeführt wird; und da muß ich denn mit Bedauern gestehen, daß ich von ihr kaum einige Spuren angetroffen habe, und selbst die alten Nachrichten geben von ihr so wenige

*) Eine Abbildung von der Sprengung desselben findet man in dem 4ten Theile der ausführlichen Lebensbeschreibung Karls des Zwölften. Klein Octav. Frankf. u. Leipz. 1705.

Auskunft, daß man nicht einmal ihr Erbauungsjahr weiß. So viel scheint wohl gewiß, daß sie nie sehr bedeutend gewesen ist, wenn sie gleich im 17ten Jahrhunderte einem eignen Kreise den Namen gab, und der Sitz eines Landgerichts und Provinzialkonsistoriums war. Einige wenige verfallene Gewölber deuten nur an, daß sie auf dem Berge dicht bei'm Schlosse lag, wo jetzt die Hofsfelder sind.

Zu viel schon habe ich Dir von den hiesigen historischen Merkwürdigkeiten geschrieben, und damit ich Dich nicht ermüde, will ich hier meine Schilderung Kokenhusens schließen. Aber ungern trenne ich mich von jenen Gegenden, in denen ich Frühlingstage verlebte, die noch lange das Fest meiner Phantasie sein werden.

Erinnerung an Thoreida.

Gedenk' ich der himmlischen Zeit,
Wo unter der blühenden Linde,
Im Schatten der heimischen Gründe
Die Ruhe mich Glücklichen fand,
Entfernt vom gepries'nen Gewühle
Des Lebens, die kindlichen Spiele
Natur noch und Unschuld umfing.

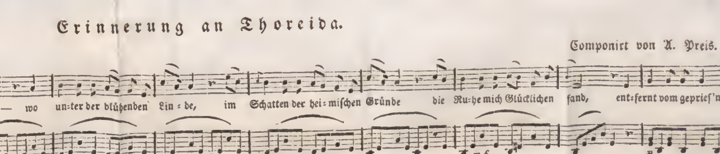
Gedenk' ich der himmlischen Zeit —
Wie prangte im rosigen Schleier
Aurorens entzückende Feier!
Wie jauchzten die Sterne der Nacht!
Wie dufteten lieblich die Kränze,
Wie schwebten da jubelnde Tänze
Um Lihgo's *) geschmückten Altar!

---

*) Lihgo, der Gott der Freude bei den alten Letten. An die Stelle seines Festes ist nach der Einführung des Christenthums das Johannisfest getreten. Sein Name lebt noch in den lettischen Volksliedern.

Erinnerung an Thoreida.

Componirt von A. Preis.





Gedenk' ich der himmlischen Zeit —
Wie hold in Thoreida's Ruinen
Uns Luna und Hesperus schienen,
Begeisternd die Nachtigall schlug!
Nichts störte die heilige Stille,
Nur einsam noch zirpte die Grille,
Nur einsam noch rauschte der Strom.

Es war eine himmlische Zeit!
Des Schmetterlings gaukelndem Fluge
Glich da noch im seligen Truge
Des Lebens umbrandete Fahrt;
Und Hoffnungen zauberten golden
Die Zukunft, und zeigten die holden
Elysischen Stunden von fern.

Wer malt sie, die himmlische Zeit!
Leicht waren die Wünsche, doch nimmer
Entriß sie bethörender Schimmer
Den Thälern geheiligter Lust;
Noch schliefen die grämlichen Sorgen,
Noch grüßten mich freundlich die Morgen,
Und mein war noch jubelnd die Welt.

O Traum aus Elysiums Flur!
Von huldreichen Göttern dem Leben
Als liebliche Tröstung gegeben,
Beglückst du die Kindheit allein?
Enteile den Himmelsgefilden
Und wecke die seligen, milden
Gefühle noch einmal in mir!

Umsonst! ich erflehe dich nicht!
Du schwebtest auf purpurnen Flügeln
Daheim zu olympischen Hügeln,
Den ewigen Göttern zur Lust!
Zu schön für des Staubes Gestalten
Ach! willst du den Himmel entfalten
Nur dem, den der Himmel umfaßt.

G. T—nn.

Das Felsenthal.

1798.

Silbern leuchtet der Mond, noch lichter versilbernd die Pappeln,
Und der Wogensturz rauscht jäh von der Zacke herab.
Einem sich ewig erneuenden Gürtel, sich selber erzeugend,
Gleichet der Wasserstrahl hier, der majestätisch sich senkt;
Eine Welle kühner noch übereilet die andre,
Und die letzte zerperlt vor uns im glänzenden Thau.
Himmelan thürmen gewaltig sich schauerlich düstere Felsen,
Kaum nur wurzelt ein Baum auf dem erblosen Grund.
„Dennoch herrscht Leben und Thätigkeit um mich, hier finde ich Hütten,
„Gute Bewohner, o nehmt freundlich den Pilgernden auf!“

Siehe! da tritt ein Greis in die Thüre und winket
dem Fremdling:
„Lieber, komme zu mir!“ — „Lieber, komme
zu mir!“
Schallet es laut aus Mehrerer Munde, schallet es
lauter
Echo, die treue, zurück, rührend des Wande-
rers Herz.
Aber es eilte der Jüngling zum Alten, der erst ihn
gerufen;
Patriarchalisch entschläft bei ihm sein glückli-
cher Gast.
Doch kaum hebt sich die Sonne, so wecket der erste
der Strahlen
Unsern Pilger; schon weilt er am lebendigen
Sturz.
Läutend besteigen die Heerden vor ihm die mächti-
gen Alpen,
Und zwischen Schluchten geengt, schaut er den
Sennhirt, der klimmt;
Aber so siehet er auch, wie von den Felsen ge-
wonnen
Saatenfelder sich blähn, reich mit Aehren be-
deckt,

Näher dem friedlichen Thale sind singende Winzer beschäftigt,
Und manch Mädchen hüpft froh ihrem Blumenbeet' zu.
Jetzo sammeln am Gießbach sich Kinder, schöpfen des Wassers,
Stärken sich Adern und Aug', füllen Gefäße und gehn.
„Welches glückliche Leben! welch ein regsames Völkchen!
„Neben der ew'gen Natur, die sich wirkend ihm zeigt,
„Lebt des einsamen Thales zufriedner Bewohner, gewinnend
„Unter Felsen und von ihnen sein tägliches Brod."
Bald auch gesellt sich der Greis zu ihm am freundlichen Morgen
Und an das einfache Mahl schließt sich ein traulich Gespräch.
„Glückliches Glied aus dieser glücklichen Kette, o Alter!
„Irrend sucht Gutes der Mensch, selten findet er es.

„Hätte ich hier es gefunden? ja, ich hab' es, ich
hab' es!
„Wo die Genügsamkeit wohnt, schwindet nimmer das Glück.
„Ach, ich konnte, ich wollte es euch nicht verbergen,
o Vater!
„Wie mein Blut in mir pocht, wie sich alles
mir regt."
Und es glühten die Blicke des Alten. „Enkellos
leb' ich
„Ein Jahrhundert schon hier, arbeiten kann
ich nicht mehr.
„Schau aber dorthin und dort — o alle sind mir
wie Kinder,
„Alle helfen sie mir, schließen das Auge mir
einst.
„Eine Familie sind wir, erfüllt von inniger
Liebe,
„Theilen jegliches Gut, Sorge und Freude
zusammt.
„Dieses Spiel der Natur ward uns ein munterer
Lehrer,
„Ziehet auch Fremde hieher; Niemand gelüstet
ihr Gold.

„Wer uns sein Herz aber widmet, der erscheint uns als Bruder,
„Wer für Tugend entflammt und für häusliches Wohl,
„Wer für die Menschheit und deren heiliges Schicksal und Freiheit,
„Der ist uns theuer und werth, der ist uns Bruder und Freund.
„Sehet hier ein Verzeichniß im Felsen von biederen Menschen;
„Oft erzählen wir uns viel von diesem und dem.
„Ich bin der Hüter dieses uns lieben lebendigen Steines.
„Habt ihr Stärke und Muth, grabt euren Namen hinein!
„Wenn ihr gut seid, so thut es!" — „Trügen mögt' ich euch nimmer,
„Vater! — werden, ich will's; wahrlich, noch bin ich es nicht!"
Und er grub mit zitternder Hand die Züg' in den Felsen
Und mit pochender Brust: „in Arkadien war ich!"

R.

Abschiedsfeier.

In Tivoli gesungen von deutschen Künstlern am ersten Osterntage 1808.

(Melodie: Am Rhein, am Rhein ꝛc.)

Ertön' o Lied! in vollen höhern Tönen,
Dein Ruhm vergehe nie;
Die Woge rauscht, die Felsenhallen dröhnen:
Gegrüßt sei Tivoli! :,:

Auf Tiburs Höh'n hat Flakkus einst gesungen,
Nach Tibur flog Mäcen;
Es wallten theure Rückerinnerungen
Von je aus diesen Höhn. :,:

Wer fühlte nicht den Busen lauter schlagen
In Tivoli's Revier?
Schon seit der Kindheit längst entfloh'nen Tagen
War unsre Liebe hier. :,:

Hier schwebten uns herab die lichten Sterne,
Die der Olympus hat;
Hier lauschten wir dem Strom; in naher Ferne
Lag da die heil'ge Stadt. :,:

Und tönte hier nicht oft schon frohe Weise?
O Tage goldner Zeit!
O seid dafür in diesem frohen Kreise
Von neuem uns geweiht. :,:

Was diese Höhen Theures uns gegeben,
Das weicht den Jahren nie:
Auf Tiburs Höh'n ward theurer uns das Leben,
Gegrüßt sei Tivoli! :,:

2.

Auf Tiburs Höh'n, in Vesta's heil'ger Halle
Sei Hand in Hand gepreßt;
Hier feiern wir beim alten Wogenfalle
Ein heil'ges Abschiedsfest. :,:

Aus fernen Landen schon durch Lieb' verbunden
Zog Sehnsucht uns daher:
O goldne Jahre, göttergleiche Stunden,
Ihr kehrt nicht mehr, nicht mehr! :,:

Froh rufet: Dank! wir haben reich genossen.
Was schön war, ende so!
So stürzet hier, nachdem er sanft geflossen,
In's Grab der Anio. :,:

Nicht zagen wir, ob Zeiten wälzend kehren,
Wie fort sich wälzt ein Strom;
So lang wir sind, wird Tibur uns gehören,
Im Herzen bleibt uns Rom. :,:

Und was wir Gutes da und Frohes hatten,
Kommt ewig uns zurück;
Und wandelt treu, wie ein geliebter Schatten
Stets theurer, vor dem Blick. :,:

Wir leeren hier den Göttern diese Schaale,
Denn gütig waren sie.
O seid uns hold bis tief im Lebensthale,
Wie hier auf Tivoli! :,:

3.

Die Flamme wallt! Streut Weihrauch in die Gluten,
Noch ist es uns vergönnt;
O weilet, weilet länger noch, Minuten!
Die ihr Geliebte trennt. :,:

Gebt euch den Kuß der Lieb' auf heiße Wangen,
Lebt wohl! Wir trauern nicht;
Was himmlischer die Seele uns umfangen
Bleibt stets im goldnen Licht. :,:

Wohl kommen Zeiten, die wir jetzt nicht kennen,
Geht festen Sinn's dahin;
Was unser war, soll niemand von uns trennen;
Was dauert, bringt Gewinn. :,:

Mag alles, alles anders sich gestalten·
Der deutschen Treue nur
Kann deutscher Sinn und Muth sich schön entfalten;
Schwört ihr der Treue Schwur! :,:

Geweih't sei uns der Einfalt heil'ge Sitte,
Geweih't gegebnes Wort;
Es baue Glaub' und Lieb' der Pilgerhütte,
So geht die Ruh' nicht fort. :,:

Auf eignem Wege laßt uns Wahrheit spähen,
Mit reinem Auge sehn;
Und deutsche Kraft wird uns zur Seite gehen,
In That und Wort erstehn. :,:

Auf Tiburs Höh'n reicht nun zum Abschiedsbunde,
Ihr Freunde! euch die Hand;
Heil Tibur dir! Heil uns in dieser Stunde!
Heil unserm Vaterland! :,:

Es bring' der Ruf bis zu der Heimath Lüften,
Stürz' von der Felsenwand;
Und hall' es nach im Strom, in tiefen Klüften:
Heil dir, o Vaterland! :,:

Karl Graß.



Das Schloss Helmet.



Das Schloß Helmet in Livland.

Das Schloß Helmet, dessen Nordseite auf der nebenstehenden Kupferplatte abgebildet ist, liegt 65 Werste südwestlich von Dorpat am Ursprunge des Bachs Tarwast, eine Meile von dem korküllschen See, in dem man einige versunkene Gebäude bemerkt haben will. *) Es ist 1265 von dem Herrmeister Jürgen von Aichstädt erbaut worden. 1472 wurde der Ordensmeister Johann Wolt-

*) Ein rigischer Mönch, Siegbert, soll in seiner 1489 geschriebenen Chronik davon berichten: Ums Jahr 1300 hätten sich hier Bruder und Schwester nach erhaltener Dispensation geheirathet; ihr Oheim, Adrikas, habe sich zwar anfangs dawider gesetzt, endlich aber doch nachgegeben. Am Abende vor der Hochzeit sei er, durch eine Stimme gewarnt, eiligst entflohen, worauf der See das Brautpaar mit dem Hause verschlungen habe. Mit dem Versinken mag es seine Richtigkeit haben; aber die Erzahlung — bleibt doch wohl nur ein Mährchen.

hus von Fersen hier gefangen genommen und seiner Würde entsetzt, weil man glaubte, er habe sich mit den Russen verbunden. 1502 wurde es von den letztern belagert, die ihren Woiwoden Knäs Alexander Obolenski, (nicht Opalinski, wie ihn Arndt nennt) hier verloren. Unter polnischer Herrschaft wurde Helmet nebst einigen andern Schlössern 1562 dem Herzoge Johann von Finnland gegen eine Anleihe von 125000 Thalern pfandweise überlassen und dem schwedischen Grafen Arce das Kommando darüber anvertraut. Da der König von Schweden, Erich, seinen Bruder gefangen genommen hatte, und nun auch Anstalten traf, die Schlösser desselben in Livland zu erobern, so wandte sich Arce an den russischen Statthalter in Dorpat, und wollte ihm Helmet abtreten, wenn er dagegen die übrigen Besitzungen seines Herrn schützen wolle. Die Russen erschienen vor Helmet; aber einige Untergebene des Grafen, die in dieser Unterhandlung Verrath zu finden glaubten, nahmen ihn gefangen und schickten ihn nach Riga, wo ihn der damalige polnische Statthalter, Herzog Gotthard Kettler, auf einseitige Anzeige unter den fürchterlichsten Martern hinrichten ließ. 1573 war Jürgen von Wulfsdorf polnischer Hauptmann der Burg.

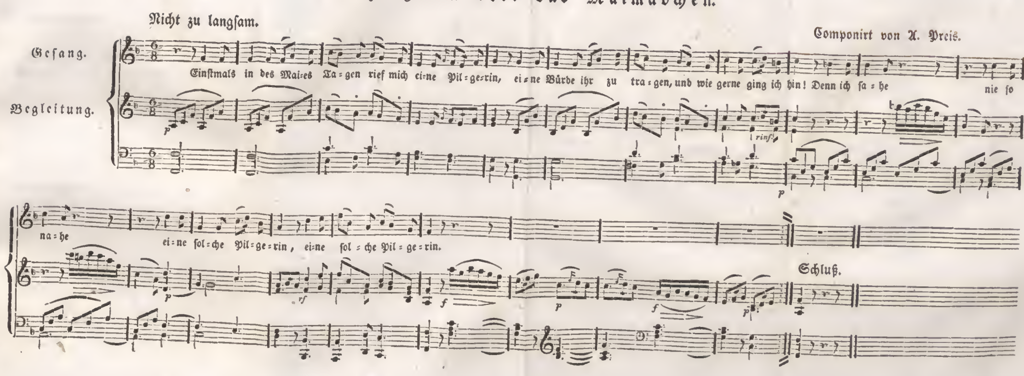
Im Jahre 1575 ergab sie sich dem Herzoge Magnus, der sie aber nicht lange behauptet zu haben scheint.

Das Schloß ist von Feldsteinen erbaut. Der halbe Thurm, den man in dieser Abbildung erblickt, lehnt sich wie ein Pfeiler an das übrige Gemäuer, und hat nur oben einige Zimmer gehabt. Die gegenwärtige Ansicht ist auf dem Bergwege nach dem Kruge zu aufgenommen worden.

Bemerkenswerth ist der reizende Park, den die jetzige geistvolle Besitzerin, die Frau Landräthin von Gersdorf, am Fuße des Schloßberges angelegt hat. Die an sich schon pitoreske Gegend ist dadurch noch mehr verschönert worden. Mehrere Parthien sind wildromantisch. Die lieblichen Formen der Höhen mit ihren weiten Fernen, die mannichfaltigen Holzarten, womit sie bedeckt sind, der umbüschte Weiher, so wie der Bach, welche die Gegend beleben, verschaffen dem Auge eine reiche und angenehme Abwechselung. Auch von den architektonischen Anlagen, welche sonst häufig ins Spielende fallen, verdienten manche einer rühmlichen Erwähnung. Vor allen andern aber zeichnet sich ein Obelisk von Granit aus, den man auf einer Höhe, die sich über die Baumgruppen des Parks erhebt und eine große,

lachende Aussicht beherrscht, dem Andenken Schillers gewidmet hat. Schon der Ort war der Huldigung werth, welche die Besitzerin dem Genius des unsterblichen Mannes darbrachte. Kenner der schönen Gartenkunst wollen zwar behaupten, daß manche Theile dieses Parks zu oft an die bildende Menschenhand erinnern. Dieß wäre freilich ein Fehler gegen das Edle und Einfache der Natur, die jede Ueberladung haßt; aber ein Fehler, der nicht unverbesserlich ist, und den dieser Lustgarten wohl mit vielen sehr gepriesenen des Auslandes theilen möchte. Erfreulich bleibts indessen immer, wenn man die grauen Denkmäler unsrer Vorzeit noch in ihrem Hinsterben auf eine so geschmackvolle Weise benutzt sieht. Wie seltsam kontrastirt damit das Verfahren mancher Andern, die aus kleinlichen, ökonomischen Rücksichten die ehrwürdigen Reste des Alterthums abtragen lassen, um — Schenken und Ställe davon zu bauen.

Die Pilgerin oder das Maimädchen.





Die Pilgerin oder das Maimädchen.

Romanze
aus einem rhapsodischen Gedichte:
der Geist mit der Lampe
oder
die heiligen Nächte.

Einstmals in des Maies Tagen
Rief mich eine Pilgerin,
Eine Bürde ihr zu tragen,
Und wie gerne ging ich hin!
    Denn ich sahe
    Nie so nahe
Eine solche Pilgerin!

Wahrlich, ihre dunkeln Augen
Schienen alles Zauberlicht
Wohl aus Sonn' und Mond zu saugen,
Und den Mund beschreib' ich nicht.
    Traun! ich sahe
    Nie so nahe
Ein so himmlisches Gesicht.

Und wir gingen zu dem Hügel,
Wo die hohen Föhren stehn —
Glänzend war des Himmels Spiegel,
Und die Welt war nie so schön.
Alles blühte,
Alles glühte,
Schien in Wonne zu vergehn.

Still mit kindlicher Gebehrde
Sah das Mädchen vor sich hin,
Sinnend lauschend sank's zur Erde
Wie des Frühlings Priesterin.
Ach, ich sahe
Nie so nahe
Eine solche Pilgerin!

Und ich lehnte an die Bürde,
Sah und sah, empfand nur sie!
Ihrer Unschuld hohe Würde
Glich der reinen Poesie.
Dieses Blicken,
Dieß Entzücken —
O, mein Herz vergißt es nie!

Nach der laugen stillen Weile
Nahm sie selber ihre Last,
Und mit rascher Flügeleile
Hatte sie sie aufgefaßt,
Und sie nickte,
Dankend blickte
Sie auf mich, und ging in Hast.

Und ich blieb als wie gebunden
Auf dem Hügel lange Zeit.
Ach die Holde war verschwunden
Mit der Engelleiblichkeit.
Welch Erscheinen!
Konnt' ich meinen,
Alles das sei Wirklichkeit?

Doch ihr Bild ist mir geblieben,
Und ich seh' ihr ewig nach,
Und in's Herz bleibt mir geschrieben
Jener heil'ge Maientag.
Sehnsuchts-Minne
Ward dem Sinne
In der Seele Tiefen wach.

Karl Graß.

Der Jungfrau Unglücksweg.

Eine Jägerballade.

Dem Schatten einer edlen Lettländerin.

Einst zog mich's, als zogen die Wachteln hinweg,
Zum Thal, wo die Ulmen sich dehnen,
Wo unter des Abhanges schaurigem Steg
Die neblichten Abgründe gähnen,
Und Fluth die Stützen der Felsen zerreißt;
Ich folgte wie träumend dem winkenden Geist.

Eine Jungfrau erseh' ich, die Locken sind los
Und ringlos sind Arme und Finger.
Es gleiten ihr Blumen hinab in den Schooß,
Die Anzahl wird immer geringer;
Doch läßt sie sie alle vom Winde verwehn,
Will einzig die Rose und Lilie sehn.

„Was wäre, ihr bräutlichen Schwestern, euch gleich?
Was duftet so himmlisches Leben?
Was machtet und macht ihr die Seele mir weich,
Und könnt doch nichts Bleibendes geben,
Und Rosen und Lilien zerriß ihre Hand:
O hätt' ich, so rief sie, euch nimmer gekannt!"

Sie irrte von neuem, ich irrte ihr nach,
Es führte der Pfad zum fluthenden Bach.
Sie wankte zur Höhe, sah nieder zur Au,
Und sah in des Himmels tiefdunkelndes Blau.
Sie blickte wohl lange, dann sang sie und sprach:
Stillathmend sprach leis' ich die Worte ihr nach:

„Ich suchte auf Erden, was nimmer gekannt,
„Doch immer und immer vor Augen mir stand,
„Das, wollt' ich es haschen, mich immer betrog,
„Bis schwarz wie ein Rabe vorüber es flog.
„O wehe! wie fern der Himmel sich spannt,
„O hätte ich nimmer den Himmel gekannt!"

Und weiter gings Mädchen. Ernst blieb es dann stehn,
Wo tief in dem Tiefbach die Felsen sich sehn.
„Wie ist dir, o Welle! die Jungfrau so gut,
„Du kühlest den Busen bei heißerer Gluth.
„Und einstmals, da landete schwebend ein Kahn,
„Da stieg zu dem Ufer ein Jüngling hinan."

„Nicht hab' ich's vergessen, wie göttlich er war,
„Wie glänzte so milde das seidene Haar.
„Ihm glühten die Wangen, wie Rosen im Thau,
„Im Auge war Klarheit des Morgenblau;
„Wohl alles vergaß er, als er mich ersehn;
„Doch schüchtern nur wagt' er's mir näher zu gehn."

„Er reichte mir Perlen hellglänzend und rein,
„Wie glänzt' sein Gewand mit funkelndem Stein.
„„Gedenket mein, Jungfrau! mit liebendem Sinn,
„„„Dann bring' ich zur Küste der Perlen Euch hin!" "
„So, sprach er, war eilig verschwunden dem Blick,
„Mir kehret wohl immer sein Bildniß zurück."

„Ihr Perlen, ihr waret vor allem mir werth,
„O wehe! den Glanz hat die Thräne verzehrt,
„Denn nimmer kam, der sie mir brachte, zurück,
„Für immer verschwunden ist Hoffnung und Glück!"
So sprach sie, die Thräne floß auf ihr Gewand:
O Perlen! o hätt' ich euch nimmer gekannt!

Und näher zum Rande des Hügels sie ging,
Und als sie die Fluthen erblickte,
Die Perlen sie warf, ihr Auge verging,
Wie wenn ein Gewitterlicht zückte;
Und lautlos sank sie hinab — hinab —
Zu suchen den, welcher die Perlen ihr gab.

O hätte ich nimmer das Mädchen gesehn,
So irdisch, so himmlisch, so leidend, so schön!
Es schwand mir in Mitleid die Ruhe dahin,
Und nimmermehr find' ich den fröhlichen Sinn.
Es bangt mir im Thale, und nah' ich dem Bach,
Da ruft mir's: was folgst du nicht weiter mir nach?

Karl Graß.

An die Natur.

Im Frühlinge 1809.

Wie herrlich prangst du jetzt in Jugendfülle!
Schaust allbeglückend hin auf Thal und Flur,
Beseligend durch deine Himmelsstille,
So schlicht und doch so göttlich — o Natur!

Wer dich verehrt, o dem erscheinen nimmer
Die goldnen Horen freudenleer,
Des Frühroths Rosen, Luna's Silberschimmer
Verschönern die Gefilde um ihn her.

Du lehrst das Menschenherz zum Herzen sprechen,
Der Wahrheit unsre ganze Seele weih'n,
Du hüllst, Natur! erbarmend Menschenschwächen
Tief in der Duldung zarten Schleier ein.

Du schirmst der Freundschaft göttliche Gefühle,
Reichst der verkannten Liebe Trost und Muth,
Du tauchst der Kindheit unschuldsvolle Spiele
Mild in des Sommerabends Purpurglut.

Du fliehst der Erdengröße eiteln Schimmer,
Den Geiz um den die bleiche Sorge webt,
Den Ruhm, der über eine Welt voll Trümmer
Auf Menschenelend zu den Sternen schwebt.

Nur Seelen, welche deinem Bilde gleichen,
Blüh'n deine Rosen, wogt dein Aehrenfeld,
Träuft aus dem Riesengipfel heil'ger Eichen
Der Himmelsfriede einer bessern Welt.

O sei mir stets im rauhen Lebensthale
Wie an der Kindheit Morgen herrlich, groß!
Und leer' ich an der Lethe einst die Schale,
Nimm freundlich mich in deinen Mutterschooß!

G. T—nn.

Venus.

Fernher über die Wogen schiffend auf goldener Muschel
Nahest dem Blumenstrand du, wandelnd die Erd' zum Olymp.
Göttersitze entstehn, die Liebe beseligt die Menschen,
O Cytherea! das All feiert — der Gott wie der Wurm!
Nur die eigne Gewalt treibt leise dich über die Wellen,
Und das unendliche Meer schweigt dir unter dem Fuß.
Schaumgeborne, du nahst! schon schwebest du über den Boden,
Wählest die Halle dir aus, wo man zuerst dich verehrt.
Paphos sah dich, o Göttliche! einst, die wir nur in Bildern
From verehren und still, voll von glühendem Feu'r.

Wo sind deine Altäre? bist du geflohn, Aphrodite?

Findet denn Niemand die Spur? kehrest du nimmer zurück?

Weihet jetzt Niemand dir Tempel, fühlet doch jeder im Busen,

Daß deinem Dienste getreu, ewig das Höchste ihm bleibt.

Sinket die Welt auch in Trümmer, und nur zwei Sterbliche leben

Noch auf Tellus Gebiet', ist auch die Liebe noch da!

Wandeln aber auch sie vereint nach Elysiums Fluren;

Venus! die letzte bist du, die von der Erde dann weicht.

R.

Mein Lebewohl

an

eine junge Freundin.

1 8 0 9.

Wo Du auch künftig weilst — ach tief in meinem Herzen
Erhebt sich ein Gefühl unnennbar bitt'rer Schmerzen,
Als sänk' das Theuerste, was mir der Himmel gab,
Vor meinen Augen in das Grab. —
Wo Du auch weilst, vergiß nicht meiner Lehren,
Und hast Du mich geschätzt, so glaube mich zu hören
Auch wo Dich nie des Freundes Blick erreicht.
Ich sah — und nie vergeß ich jener Stunde,
Die Dich geweiht der höhern Geister Bunde —
Ich sah Dich tief erschüttert und erweicht,
Dein Ja, es kam aus überzeugter Seele;
Du weißt, was Gott gefällt, dies Eine wähle!
Wo dringt des Spottes Mißlaut nicht hinein?
Er wird auch Dir im neuen Vaterlande,
Eh Du es selber ahnest, nahe sein.

Oft lauscht Gefahr dicht an dem Blumenrande,
In Schönheit hüllet sich das Laster ein,
Und Tugendschimmer deckt Verrätherei'n;
O wär' ich schon der Erde Traum entnommen,
Um warnend Dir zur Seite noch zu stehn,
Wenn Gleisner Dir mit Lob entgegenkommen
Und Deinen Reizen schmeichelnd huldigen;
Um Deinen höchsten Reiz auch dann nicht zu verscherzen,
Gedenk' an Gott und trage ihn im Herzen:
Dann werden wir uns ewig wiedersehn!

G. E.

Jugendkraft und Jünglingsfeuer.

1 8 0 1.

Genius! leih mir den himmlischen Funken, der einst mir die Seele
Glühend und mächtig durchdrang, Leben gab jeglichem Wort',
Der sich regend und bildend ganz mein Inn'res beherrschte,
Feurig mich machte zur That, kühn mich trieb in die Bahn,
Wo am Eingang die Hoffnung, am Ziele der Sieg sich mir malte,
Wo ich — im Herzen gewiß — stolz den Wagen bestieg.
Ach! unendlich dehnte sich mir der herrliche Cirkus,
Muthig und muthiger flog ich zum Sonnobelisk! —

Aber alles wandelte sich in die Straße des Lebens,

Oeder wurde der Weg, doch das Ziel schwand nicht hin.

Müde verweilte ich nun, und sahe keinen der Kämpfer,

Fürchterlich stand ich allein, tiefbedrängt und zerstört.

Genius! leih mir ihn wieder wie damals, ich fleh' um den Funken,

Ja, ein göttlicher Drang treibt mich, noch winkt mir der Kranz!

R.

Einige Bemerkungen
über den
Zustand des weiblichen Geschlechts
im ältern Rußland.

Ein Brief an Cäcilie.



An Cäcilia.

Sie wollen durchaus, daß ich Ihnen etwas über den Zustand Ihres Geschlechts in ältern Zeiten mittheilen soll. So gern ich, verehrteste Freundin, ihre Wünsche erfülle, so schwer wird es mir jetzt, Ihnen gefällig zu sein. — Das ist ein, wenigstens nicht galantes, Geständniß.

Wie viel hat man in den neuern Zeiten über die Weiber geschrieben! Ihr Geschlecht hat seine Vertheidiger, seine Sachwalter gefunden. Wie muthig stritt die Engländerin Wollstonecraft für die Rechte der Frauenzimmer! Wie sorgfältig haben Philosophen die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur zergliedert, und Dichter und Romanschreiber gezeigt, wie das Weib sein müsse, oder — wie vielleicht der Misogyn hinzusetzen dürfte — sein möchte.

Geschichtschreiber haben das Verhältniß, welches zwischen beiden Geschlechtern unter verschiedenen Völkern Statt fand, aus einander gesetzt. Haben

wir nicht gelehrte Werke über die Geschichte des weiblichen Geschlechts? und sind nicht Schriftsteller bis auf den heutigen Tag geschäftig, von und für Frauenzimmer zu dichten, zu phantasiren, zu philosophiren? und die Produkte ihres schöpferischen Geistes sauber gedruckt, mit Kupfern erläutert, in Maroquin gebunden, als Toilettengeschenke in die Hände der Damen zu schieben? Eine Dame, die nur einigermaaßen Lectüre liebt, kann nicht nur ohne große Mühe erfahren, wie die Pariser und Londoner Damen in jedem Augenblick sich kleiden, sondern auch wie eine Römerin, vor und zu Augustus oder Trajans Zeiten ihr Haar aufsteckte und ihren Putz anordnete. — Und Sie wollen dennoch, daß ich Ihnen etwas über die Frauen schreiben soll? heißt das nicht so viel, als mich in Versuchung führen, damit Sie sehen, wie ich unter lauter geschäftigen Menschen, wie einst Diogenes zu Korinth, meine Tonne hin und her rolle, um nicht müßig zu scheinen.

Und haben Sie wohl bedacht, welch ein Thema Sie mir aufgeben? Wie vielseitig ist dieser Gegenstand! Welcher Historiker hat noch je den Einfluß Ihres Geschlechts auf den Gang der Zeitbegebenheiten, auf das Schicksal ganzer Nazionen, auf

das Wohl und Wehe einzelner Personen vollständig entwickelt? Wer diesen Gegenstand abhandeln wollte, der müßte seine Leser und Leserinnen durch alle Welttheile, durch Gegenden führen, wo die Frau, Sklavin des Ehegatten, die niedrigsten und schwersten Dienste verrichtet, keinen eigenen Willen, keine andern Rechte besitzt, als die der stärkere Mann dem schwächern Weibe zugesteht. Er müßte als Gegenstück das beneidenswerthe Loos der alten Aegyptierinnen anführen, welchen, wie Diodor sagt, ihre Ehemänner in den Heirathsverträgen versprechen mußten, ihnen in allen Dingen gehorsam zu sein; und dürfte doch, zur Ehre der historischen Wahrheit, obschon mit Verletzung aller Regeln der Galanterie nicht verschweigen, daß der alte Geschichtschreiber wahrscheinlich falsch unterrichtet war, aber auf sein Zeugniß keinen so hohen Werth setzt, als mancher neuere auf seine eben so falsche Behauptung.

Wenn der Historiker den Einfluß der Frauen auf die Weltbegebenheiten darstellen wollte, so müßte er nicht bloß die berühmten und selbst berüchtigten Damen der Vorwelt vor unsern Blicken vorübergehn lassen, nicht bloß die ausgezeichneten Fürstinnen in seiner Gemälde-Gallerie aufstellen, wel-

che mit kraftvoller, mit männlicher Hand wie Elisabeth von England die Zügel der Regierung hielten; nicht bloß jene Furien, die namenloses Elend über das Menschengeschlecht verbreiteten; eine Fredegunde, die mit kaltem Blute Freund und Anverwandte mordete, eine Catharina von Medici, die vielleicht zum erstenmahle von dem Gefühl des Mitleids durchschauert wurde, als der erste Glockenschlag vom Louvre herab das Zeichen zu den Mordscenen der Bartholomäusnacht gab. Nein, er dürfte auch die Frauen nicht übergehen, die mit ihrem Witze, ihrem Verstande, ihren Talenten, durch Schönheit und Reize, vielleicht selbst durch ihre Launen, die öffentlichen Angelegenheiten lenkten, denen der arbeitscheue Despot, wie Artaxerxes II. und Ludewig XV., die Fasces der Regierung in die Hände gab, die im geheimen Kabinette, bei einer traulichen Unterredung, durch Lächeln oder Zürnen und Schmollen über das Schicksal ganzer Völker entschieden; die Unternehmungen der erfahrensten Feldherrn beförderten oder hinderten, und den Krieger zu Heldenthaten begeisterten wie Agnes Sorel und das Mädchen von Orleans, oder mitten im Laufe von Siegen aufhielten, wie die berüchtigte Gastwirthstochter zu Chalcis.

Allerdings wird der Geschichtschreiber bei Entwickelung der Ursachen und Wirkungen von geschehenen Dingen auch der Frauen gedenken müssen, die sehr häufig den Knoten im großen Drama der Weltbegebenheiten schürzten; er wird nicht allenthalben von tief angelegten und künstlich berechneten Planen sprechen, und gern zugestehen, daß der politische Horizont mit allen seinen Constellationen oft weniger Aufschluß über große Ereignisse geben dürfte, als der Bettgardinenhimmel einer geliebten und allgewaltigen Maitresse; und daß es doch wohl nicht unwahrscheinlich sei, daß Philipp der Fünfte von Spanien, so stolz auch Ludewig XIV. zu seinem Enkel sagte: „Monsieur, der König von Spanien hat Euch zum Könige gemacht, die Großen verlangen, das Volk wünscht Euch — und ich gebe meine Einwilligung" — am Ende seine Krone einem Paar Frauenzimmerhandschuhen zu verdanken habe. Aber wie selten dringt das Auge des Geschichtschreibers in das innere, der Lieb' und Zärtlichkeit geweihete, Heiligthum! Wie selten tönt ein Laut von daher zu den profanen Ohren des lauernden Journalisten, oder des emsigen Chronikenschreibers! Wir erfahren, daß Elisabeth von Parma, die Gemahlin des ebenge-

nannten Königs Philipp V. von Spanien, eigentlich die Plane angab, die der genialische Julius Alberoni kühn und abenteuerlich weiter ausführte, und welche ganz Europa in Verwirrung zu setzen drohten; daß Madame d'Etioles (Marquise von Pompadour) das alte politische System von Frankreich umstürzte, für welches Heinrich IV. gekämpft, vielleicht selbst geblutet hatte; daß Friedrich von der Pfalz wahrscheinlich nie seine Hand nach der böhmischen Krone ausgestreckt haben würde, wenn seine Gemahlin, die englische Königstochter, mit dem Hofprediger das friedliebende Herz des Churfürsten nicht bestürmt hätte.

Aber wie wenig ist das! — Die Frauen spielen dabei in der Regel eine untergeordnete Rolle. Sie stehen im Hintergrunde; und doch ruheten oft die Fäden, wodurch das ganze Marionettenspiel der Zeitbegebenheiten geleitet wurde, einzig und allein in ihren Händen.

Eine Biographie irgend einer berühmten Frau kann ich, v. F., noch weniger schreiben. Ich weiß, welche Foderungen Lukian an den Biographen und den Historiker macht; aber ich fühle, daß ich, aus Gefälligkeit für Ihr Geschlecht, leicht in Versuchung kommen könnte, jene Gesetze zu übertreten;

und dann dürfte man mich, wie so manchen redne=rischen Biographen eines berühmten Mannes mit Recht fragen können: N. N. hast du gezeichnet, so wie sie wandelt' im Leben? Und ich müßte ehrlich antworten: Nicht doch! — wie man die Frau brauchte zu einem Sermon.

Aber ich spreche eben von Gefälligkeit und nehme Anstand, Ihre Wünsche zu erfüllen! — Nein, ungefällig will ich nicht sein. Mögen Sie es sich denn zuschreiben, wenn Sie, wie es so Vie=len begegnet, von Gefälligkeiten erdrückt, und, wenn Sie meine Bemerkungen

„Ueber den Zustand des weiblichen Geschlechts im ältern Rußland"

gelesen haben, zu dem Ausruf veranlaßt werden: das war auch der Mühe nicht werth! Wahrhaftig, ich nehm' es Ihnen nicht übel, auch wenn Sie mit Herrn Jourdain im Molliere Ihr Urtheil nicht mil=dern wollen durch ein bescheidnes: „bei meiner Treu, ich hätte nicht gedacht, daß ich das schon wüßte."

Ich möchte nicht von dem Zustand des weibli=chen Geschlechts bei irgend einem Volke auf seine

Abkunft schließen. Der Schluß dürfte, nach meiner Meinung, nicht sicher genug sein. Meiners hält auch deßwegen die Griechen für Abkömmlinge des alten Slavenstammes, weil die griechischen Frauen nicht solche Freiheiten und Vorrechte besaßen, als z. B. die Celtischen; obgleich die lacedämonischen Jungfrauen vielleicht, nach unsern Begriffen von weiblicher Zucht und Zurückhaltung, ein wenig zu freigebig mit ihren Reizen umgingen, und, wenigstens in spätern Zeiten, die spartanischen Frauen wegen ihrer Herrschsucht und Liederlichkeit in ganz Griechenland berüchtigt waren. Aber der Zustand des weiblichen Geschlechts charakterisirt, wie mich dünkt, gewissermaaßen die Stufe der Kultur, auf welcher ein Volk stand, oder noch steht. Denn die Art und Weise, wie das Weib bei verschiedenen Nazionen behandelt wurde, wie man Liebe mit Gegenliebe erwiederte, hing doch wohl von der Denk- und Empfindungsart eines Volkes überhaupt, und von den Begriffen insbesondere ab, welche man sich von weiblicher Ehre und von den Verhältnissen des Mannes zum Weibe machte. Solche Begriffe und Vorstellungen, zumahl wenn sie mit der ganzen Denkweise der Nazion verschmolzen waren, konnten auch da noch fortwirken, als ausländische Sitten und

Gewohnheiten überhand nahmen, und der Zeitgeist, dem die Schriftsteller gewöhnlich nur zu schnell huldigten, andere Gesetze und Formen vorschrieb.

Es ist wohl nicht schwer, historisch zu erweisen, daß die Frauen auf die Verfeinerung der Sitten, auf geselligen Umgang und überhaupt auf eine gewisse Kultur großen Einfluß gehabt haben; und man kann daher mit Sicherheit den Grundsatz aufstellen: daß ein Volk in seiner Bildung in dem Maaße fortschritt, in welchem das weibliche Geschlecht an Achtung bei dem männlichen gewann, und seinen ihm angewiesenen Wirkungskreis ausfüllte.

Unter den Völkern, welche vorzüglich feinen Sinn für weibliche Ehre bewiesen, und in deren Nazional-Charakter sich eine gewisse Schonung, eine zarte Aufmerksamkeit und Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht aussprach, zeichnen sich diejenigen Nationen aus, die zu dem germanischen Volksstamme gehören. Aber gerade von germanischen Völkern wurde, was die Kultur von Europa betrifft, der Faden gleichsam wieder aufgegriffen, den Griechen und Römer hatten fallen lassen.

Tacitus schildert mit einigen wenigen aber kräftigen Zügen den Zustand des weiblichen Ge-

schlechts bei den Germanen in Deutschland. Man merkt es dem Römer an, daß er von Bewunderung durchdrungen ist. „Die Morgengabe bringt nicht die Frau dem Manne, sondern der Gattin der Ehemann dar; Geschenke, nicht zum Vergnügen der Weiber ausgesucht, oder womit sie sich ausputzen sollen, Rinder, ein gezäumtes Roß, Schild mit Schwert und Lanze." — Die junge Frau wurde dadurch erinnert, daß sie die Arbeiten und Gefahren des Gatten theilen, daß sie im Krieg und Frieden mit ihm wagen und dulden, mit ihm leben und sterben sollte. Das Weib bei den alten Deutschen war daher nicht die Sklavin, sondern die Freundin und Gefährtin des Mannes; und es ist bekannt, daß die deutschen Frauen ihre Gatten in das Schlachtfeld begleiteten, die Krieger zur Tapferkeit ermunterten, und nicht selten, wenn schon die Männer flohen, den Feinden wenigstens den Sieg noch erschwerten.

In der ältesten Geschichte der germanischen Völker spielen daher auch Frauen mehr oder weniger bedeutende Rollen. Ich will Sie nicht an die edle Gattin des deutschen Hermann erinnern, die an den Siegen ihrer Nazion über die Römer Antheil nahm, aber auch mit stiller Hingebung ihren

Siegern nach Rom folgte, um den Triumph des Germanikus zu verherrlichen; und ich wende gern meine Blicke von den Gräuelscenen weg, die in der ältesten Geschichte der Franken oder Franzosen Weiber herbeiführten, und die ein Gregor von Tours mit so viel Offenheit und Gemüthlichkeit erzählt.

Auf germanischem Grund und Boden konnte daher auch ein Institut gedeihen, das unverkennbar eine Zeitlang auf die Kultur der Germanen wirkte, und recht eigentlich auf die Schätzung der Frauen gegründet war. Ich meine das Institut der Ritterschaft (Chevalerie), das, mehr oder weniger, unter allen Völkern von selbst entstand, wenn diese Völker aus dem Stande der Wildheit in ihre Heldenperiode übergegangen waren, und ihrem Bildungsgeschäft selbst überlassen blieben; das aber nur bei den germanischen Nazionen am reinsten und vollkommensten sich ausbildete.

Allerdings fand auch unter den Nazionen von germanischer Abkunft ein großer Unterschied dabei Statt. Der deutsche Ritter blieb in dem zarten und ehrerbietigen Betragen gegen die Frauen und Jungfrauen so sehr hinter dem französischen zurück, daß er selbst gewisse Wörter, wodurch der letztere

das ächtritterliche Benehmen im Umgange mit Frauenzimmern andeutete, z. B. Courtoisie, Galanterie, in seiner Sprache entweder gar nicht, oder nur höchst mangelhaft ausdrücken konnte. Dagegen mochte er sich durch eine gewisse Geradheit und Offenherzigkeit, die nicht selten an Derbheit und Plumpheit grenzten, auszeichnen; und zu einer Zeit, da die Blüthe der französischen und italienischen Ritterschaft ziemlich zu verwelken anfing, und die neuern Kämpfer für die Ehre der Frauen durch ihr eben nicht mannhaftes Ansehen mitunter höchst unangenehm an die Amadis, die Lanzelot, und die übrigen Ritter von der runden Tafel erinnern mochten, da preßte ein Trupp deutscher Ritter, der sich im Gefolge des Kaisers befand, der schönen Lucretia von Siena, die dem Zuge aus ihrem Fenster zuschauete, folgende Herzensergießung bei Aeneas Sylvius ab: „O, das seind ein ander Geschlecht, als unser Erd jetzt thut gebähren, wegen ihrer milchfarbenen Häls, und ihrer starken Brüsten und ihres geelen krausen Haares."

So groß aber auch die Verschiedenheit unter Rittern und Rittern war, so kamen doch alle darin mit einander überein, daß sie berufen wären, die Ehre der Frauen zu schützen, für schöne und edle Frauen

zu kämpfen, zu leiden und zu sterben. Religion, Liebe und Tapferkeit waren die mächtigen Triebfedern, welche den Ritter zu den kühnsten und abenteuerlichsten Unternehmungen in Bewegung setzten; und man erwartet, wenigstens in einem Zeitalter, das sonst wegen seiner Rohheit nur zu sehr berüchtigt ist, den feinen oder vielmehr überfeinen Platonismus oder Mysticismus in der Liebe nicht, der denn doch in gewissen Perioden sichtbar wurde.

Das Ritterthum artete bald aus. Das ist das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen. Der wahre Zweck desselben wurde verkannt; die Form bestand noch, als der Geist der Chevalerie verwehet war. Nur zu oft vergaß der Ritter auf seiner Felsenburg sein heiliges Gelübde. Ein äußerer Anstrich von feinem und zartem Benehmen gegen die Frauen stach oft seltsam gegen Rohheit und Wildheit ab. Weil man an der Form kleben blieb, so verfiel man auf Lächerlichkeiten und Albernheiten, die Cervantes in seinem geistreichen Roman Don Quixotte de la Mancha mit Fug und Recht züchtigen konnte. Man errichtete Gerichtshöfe der Liebe, worin mit vielem Ernst und mit possierlichen Formalitäten Gegenstände, die das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander betrafen, in höchster

Instanz entschieden wurde. Man gewöhnte sich an eine Sprache, die mit Süßlichkeiten und mystischem Unsinn überladen war, und noch in den spätern Schriftstellern der Franzosen, z. B. einem Voiture, an die Ausartung der guten alten Ritterzeit erinnert. Das Handwerk der Wegelagerung, der Straßenräuberei, das man mit einem milden Ausdruck „vom Stegreif leben" nannte, gereichte in einem gewissen Zeitraum dem Ritter eben nicht zur Schande; und die Krone der französischen Ritterschaft, Bertrand du Guesclin, charakterisirte die Ritter seiner Nazion sehr naiv, wenn er, um sie wegen ihrer Raubsucht zu entschuldigen, ausruft: „ich glaube, wenn unser Herr Gott ein Rittersmann wäre, er könnte das Stehlen auch nicht lassen." Und wie sehr arteten die Turniere aus, die eine Zeitlang eine Schule für die Ritter gewesen waren! Die Geistlichkeit erhob mit Recht ihre Stimme dagegen, und zu verschiedenen Zeiten sah man sich genöthigt, bei solchen Feierlichkeiten Gesetze gegen den übermäßigen Aufwand, gegen Völlerei und Unordnungen zu geben.

Glücklicher Weise war das Ritterthum, das unverkennbar auf eine gewisse Kultur vortheilhaft wirkte, mit der Zeit entbehrlich und selbst unbrauch-

bar geworden. Der Zeitgeist hatte andere und kräftigere Mittel angegeben, um die Neueuropäer in ihrer Bildung weiter zu bringen. Freilich ersetzten nicht gleich die neuen Formen die ältern Einrichtungen, die von dem Adel und dem Ritterthum abhängig gewesen waren, und die zunftmäßigen Meistersänger — allerdings eine erfreuliche Frucht des aufkeimenden Bürgerstandes — ersetzten mit ihrem Sing- und Klingklang, zunächst die Troubadours und Minnesinger eben so wenig, als die Bürger in den Städten mit ihrem Vogel- und Scheibenschießen die glänzenden Turniere der Ritterschaft sogleich verdunkeln konnten.

Im großen Slavenlande fand weder das Institut des Ritterthums, noch das Verhältniß der Frauen zu dem männlichen Geschlechte, so wie im westlichen Europa Statt. Zwar hatten die alten Slaven, ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden, so gut wie die Germanen, ihre Gottheiten, welche die innige Vereinigung zwischen dem Gatten und der Gattin symbolisch andeuteten, und wenn der deutsche Jüngling die Wünsche seines Herzens in dem Dunkel eines Eichenwaldes seiner Göttin Freya vortrug, so erwartete der Slave oder der Lette von den Opfern, die er seinen Gottheiten La-

do und Lihgo darbrachte, seine Glückseligkeit im Ehestande. Aber es ist merkwürdig, daß die slavischen Völkerschaften noch da, wo sie sich bereits feste Wohnsitze erkämpft hatten, in den Annalen ihrer eigenen Nazion größtentheils als Völker erscheinen, welche für die feinern Gefühle der Liebe keinen Sinn hatten. Der russische Chronograph, Nestor, schildert uns einige slavische Stämme; hier ist seine Beschreibung: „Die Wjätitschen, Radimitschen und Seweren wohnten in Wäldern wie die wilden Thiere; sie aßen alles Unreine; auch hatten sie keine Ehen, sondern sie stellten Lustspiele an, und raubten die Weiber, und jeder nahm sich zwei bis drei." Von den Derevlanen sagt er: sie wußten von keinem Ehestande, sondern sie stahlen die Jungfrauen." Bloß von den Polänen bemerkt er, daß sie Achtung gegen ihre Mütter und Schwiegertöchter bezeigt hätten, und von einer sanftmüthigen Denkungsart gewesen wären.

Der russische Staat wurde von den Warägern gegründet. Es ist viel über die Frage gestritten worden, woher diese Russen-Wariager kamen, und zu welchem Volksstamme sie gehörten. Noch mancher Schriftsteller kann an dieser Untersuchung, geschlagen oder ungeschlagen, zum Ritter werden. Bis zur

völligen Abmachung der Sache kann man doch wohl dem Geschichtsforscher Schlözer folgen, der nicht rasch und in beliebter Eile den Gegenstand aufgriff und abhandelte, sondern Jahre lang darüber nachgedacht hatte, und es sehr wahrscheinlich fand, daß die Waräger aus einem Theile des großen Scandinaviens herkamen und germanischer Abkunft waren. Er gründet unter andern seine Vermuthung auf die germanischen Namen, die sich selbst noch in den russischen Annalen leicht wieder erkennen lassen; und Namen, die, oft falsch geschrieben, doch noch germanisch klingen, können wohl nicht füglich aus dem slavonischen oder tatarischen Dialekten abgeleitet werden.

Allerdings lassen sich andere Erscheinungen, welche an westeuropäische Einrichtungen erinnern möchten, auch anders erklären. Man glaubt z. B. auf Spuren des westeuropäischen Lehnsystems zu stoßen, findet aber durchaus nicht, daß sich dasselbe in Rußland wie im Abendlande ausbildete.

Auf jeden Fall waren die warägischen Eroberer im Verhältniß zu den Besiegten die schwächere Parthei. Sie konnten nicht die große, noch unbeholfene, Volksmasse durchdringen, ihr nicht ihre Gewohnheiten und Sitten mittheilen; und so blieb Alles im großen Slavenlande slavisch.

Indeß scheint es doch, als wenn der Stoß, den die Germanier gaben, eine Zeitlang fortgewirkt, und selbst auf das weibliche Geschlecht einigen Einfluß gehabt hätte. Merkwürdig ist es, daß die Großfürstin Olga, eine große, räthselhafte Frau, von welcher die Sage vielleicht so viel Großes und Wunderbares als die Geschichte zu erzählen hat, gleich im Anfange der russischen Geschichte auftritt und sich ruhmvoll an die kräftigen Regenten des jungen Staats anschließt, und daß nach Wladimir dem Großen bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts fast nie des Einflusses einer schönen oder geistreichen Frau gedacht wird, selbst da nicht, wo es mehr als wahrscheinlich ist, daß Frauen die Entschließungen der Fürsten, und folglich die politischen Angelegenheiten leiteten.

Von Wladimir dem Großen ist es bekannt, daß er ein erklärter Verehrer des schönen Geschlechts war. Vor seinem Uebergange zum Christenthum hatte er viele Weiber und Beischläferinnen. Dieser Umstand erinnert uns schon, daß deutsche Sitte in Rußland nicht durchgedrungen war *); noch mehr das übrige. Wladimir liebte

*) Tacitus sagt ausdrücklich, daß die deutschen Männer

die schöne Rogneda, eine Tochter des polozkischen Fürsten Rogwold. Aber Wladimir war der Sohn der Malusch a, einer Geliebten des Großfürsten Swätoslaw. Rogneda's Neigung hatte sich für Wladimirs Bruder Jaropolk entschieden; und nach slavischer Weise erklärte sie sich, daß sie wohl dem Großfürsten Jaropolk, aber nicht dem Sohne einer Sklavin die Schuhe ausziehen wolle. Jaropolk und Wladimir bekriegten sich. Eifersucht scheint die Brüder zum Theil gegen einander aufgebracht zu haben, denn Rogneda sollte dem Erstern zugeführt werden. Wladimir kam nach Polozk, erschlug den Vater und die beiden Brüder seiner Geliebten, und führte sie mit sich, um sie zu seiner Gattin zu machen. Gewiß nicht die gefälligste Art, um das Herz der schönen Rogneda zu erobern.

Auch andere russische Fürsten liebten das Frauenzimmer. Ueber Jurje Wladimirowitsch drückt sich die Chronik sehr naiv aus, wenn sie sagt: „bei seinem Tode weinten die Frauen und

---

sich mit Einer Frau begnügt haben, mit Ausnahme einiger Wenigen, die mehrere Weiber nahmen, um vornehm zu thun, oder weil sie von Adel waren (ob nobilitatem).

die Mädchen." Eine Liebschaft dieses Großfürsten mit der Gemahlin des susdalischen Tůsâzkoi Kutschko gab die Veranlassung zur Erbauung der nachmals so berühmten Stadt Moskwa, 1147. Aber nicht einmal der Name dieses Frauenzimmers, das den mächtigen Fürsten von Wladimir an der Kläsma, wie es scheint, auf einige Zeit von seinen politischen Unternehmungen ablenkte, wird, so viel ich weiß, in den Chroniken genannt. Und doch war sie es, die Gemahlin des ermordeten susdalischen Kriegsobersten, welche Jurje's Hof an den damals noch öden Ufern des Moskwaflusses festhielt; die, wie es scheint, ungern ihren stillen Aufenthalt mit dem Geräusch der Residenzstadt vertauschte, und vielleicht ihren geheimen Groll und feindselige Gesinnungen ihren Söhnen einflößte, welche in der Folge an Jurje's Sohne Andrei Jurjewitsch blutige Rache ausübten.

Zwar werden die Gemahlinnen der Großfürsten gewöhnlich namentlich angegeben, und auch hier und da wird einmal einer ausgezeichneten Frau gedacht; aber man vergleiche das mit den Nachrichten über edle und berühmte Frauen im Abendlande! und man wird zugeben, daß im Slavenlande, wo der Mann allein als handelndes Wesen angesehen wur-

de, die Chronographen für den feinern, weniger bemerkbaren Einfluß des schönen Geschlechts auf das männliche, wenig Sinn hatten, oder daß sie von einem solchen Einflusse nicht viel sagen konnten.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Großfürstin Anna, die Tochter Wsewolod I. Jaroslawitsch, in dem Nonnenkloster, das sie bei St. Andreas zu Kiew stiftete, als Klosterfrau ihre müßigen Stunden dem Unterricht junger Mädchen widmete, und sie schreiben, lesen, singen, nähen und andere weiliche Arbeiten lehrte; aber wir erfahren nicht, daß dieses erhabene Beispiel weiter wirkte *).

Die Frauen spielen in Rußland, weder in der Geschichte noch in den Volkssagen die glänzende Rolle, die ihnen die Chronikenschreiber, die Fabliaux- und Legenden-Erzähler, die Troubadours

*) Schlözer in seiner kleinen Geschichte von Rußland Seite 68 ruft mit Entzücken aus: Solchergestalt erzog Anna — ihr Name sei der Nachwelt heilig! — brauchbare Mütter für den russischen Staat, und schuf eine neue Art von Ehegattinnen. Er setzt aber auch hinzu: von welcher die Chroniken weiter keine Nachricht geben, weil sie sich, vermuthlich bald nach ihrer Entstehung, wieder verloren hat.

und Minnesinger im Abendlande anweisen. Das was auf einen zarten und ehrerbietigen Umgang zwischen den beiden Geschlechtern vorzüglich hinwirkte, das Ritterthum, das in dem Abendlande seine blühenden Zweige nach allen Seiten verbreitet hatte, faßte im Slavenlande keine Wurzel.

Rußland hatte zwar seine Heroen, die eine Vergleichung mit den gefeierten Rittern des westlichen Europa aushalten. Issäslaw II., Andrei Jurjewitsch und Alexander Newski vereinigten herrliche Talente in sich, und ihre kriegerische Tapferkeit wurde durch eine gewisse Humanität gemildert, die man kaum von jenem Zeitalter erwarten sollte. In keinem aber drückt sich ein gewisser Geist der westeuropäischen Chevalerie so deutlich und bestimmt aus, als in Wladimir, einem Sohne des Großfürsten Wsewolod. Schon sein Aeußeres nimmt uns für ihn ein. Er war nicht groß von Wuchs, sagt die Chronik, aber von festem Gliederbau; er hatte große Augen, gelbes Haar und eine hohe Stirn und war schön von Gesicht. Dieser Held, der erst in spätern Jahren Großfürst wurde, gewinnt unsere Hochachtung durch eine gewisse Offenherzigkeit und Geradheit in seinem Betragen, durch die zarte Schonung, die er

gegen den besiegten Feind bewies, durch eine bemerkbare Großherzigkeit; und ein solcher Mann hätte nicht mit dem andern Geschlechte zart und selbst galant umgehen sollen? — Aber die Chroniken sagen nichts davon. —

Es fehlte in Rußland weder an den äußern Formen des Ritterthums, noch an Beispielen, welche man nachahmen konnte. Die Fürsten und Großen, geharnischt, und mit geschlossenen Helmen und gesenkter Lanze brachen in die feindlichen Schaaren ein, und unter Isjäslaw II. schlugen die polnischen Fürsten im russischen Feldlager einige Polen zu Rittern.

Aber das Institut der Chevalerie bildete sich nicht in Rußland, und folglich konnten auch hier die wohlthätigen Folgen nicht sichtbar werden, die dasselbe eine Zeitlang für das westliche Europa hatte. Hier, wo Achtung und Ehrfurcht für edle und tugendhafte Frauen den Ritter zu großen Thaten begeisterten, wo Damen dem Streiter für Religion und Vaterland das Schwert umgürteten, und im feierlichen Turnier dem Sieger den Preis der Tapferkeit überreichten; wo weibliche Schönheit und Anmuth ein Gegenstand waren, dem der Ritter sein gutes Schwert, der Minnesinger die lieb-

lichsten Töne seiner Laute widmete; hier mußte das weibliche Geschlecht bald zu einem großen Ansehn und Einflusse gelangen, hier konnten beide Geschlechter von einander lernen. Das Weib fing an, seinen Werth zu fühlen, und nahm von dem Manne jene Festigkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer in Gefahren an, welche, wenn sie mit schöner Weiblichkeit gepaart waren, zur tiefsten Ehrfurcht und zur höchsten Bewunderung hinreißen mußten; da hingegen der rohe Ritter im Umgang mit dem sanftern Geschlecht das Rauhe und Eckichte in seinem Betragen und in seinen Sitten abzuschleifen genöthigt ward.

Vielleicht wäre doch nach und nach der Geist, der in Westeuropa herrschend geworden war, auch bis nach Rußland vorgedrungen, wenn nicht zu viele Hindernisse dagegen gewesen wären. Novogrod, der ursprüngliche Stammsitz der russischen Großfürsten, weniger von den Mongolen und Tataren heimgesucht, hatte, zum Vortheil seines Handels, Verbindungen mit dem westlichen Europa angeknüpft und unterhalten; und obgleich die lübischen Großhändler, die ihre Handelshäuser in Novogrod hatten, am wenigsten wohl im Stande sein mochten, auf einen zartern und feinern Um-

ganz unter den beiden Geschlechtern hinzuarbeiten, so bemerken wir doch, daß manche westeuropäische Sitte auf diesem Wege nach Rußland gelangte, und daß hier, wo jener republikanische Geist, der in England, Deutschland und der Schweiz so manche große Unternehmung herbeiführte, die Gemüther schon früher begeistert und nicht selten erhitzt hatte, daß zu Groß-Novogrod auch Frauen zuweilen aufstanden, um eine politische Rolle zu spielen.

In England ging die Revoluzion unter Richard II. von der Tochter des Grobschmieds Tyler aus, in Novogrod stellte sich eine edle Frau, die Poßädniza Marfa an die Spitze der unzufriedenen Einwohner, als diese den letzten Kampf für ihre Freiheit unter Iwan Wasiljewitsch I. kämpften. Diese großherzige Frau, ausgerüstet mit vorzüglichen Talenten, rief das Volk durch das Geläute der Sturmglocke, des Symbols der Novogrodischen Freiheit, zu dem Jaroslaws-Pallaste, und hielt von den Stufen desselben Reden, welche die Herzen mit glühendem Patriotism erfüllten. Und als Novogrod im Kampf mit dem mächtigern Moskwa zu unterliegen schien, da schloß Marfa mit Litthauen ein Bündniß, um sich mit ihrer Vaterstadt unter polnischen Schutz zu begeben. Der Plan

wurde verrathen, Iwan Wasiljewitsch eroberte das mächtige Novogrod. Alles huldigte dem gewaltigen Sieger, nur Marfa blieb ungebeugt, selbst als der älteste ihrer Söhne, Dmitrij, auf dem Blutgerüste sein Leben verlor.

In den übrigen Theilen von Rußland, wo die Folgen der mongolisch-tatarischen Eroberungen mehr gefühlt wurden, als in Novogrod, scheint die Herrschaft der Mongolen den Zustand des weiblichen Geschlechts eher verschlimmert als ververbessert zu haben. Die orientalischen Begriffe von weiblicher Ehre und von dem Werthe der Frauen, jene dem warmblütigern Morgenländer eigenthümliche Eifersucht und Aengstlichkeit, welche die Frauen in Harems einkerkert, und von dem Umgange mit Mannspersonen entfernt, hatten auch in Rußland Eingang gefunden, und verschmolzen allmählig mit den ursprünglich slavischen Vorstellungen von der Bestimmung des Weibes.

Als daher die ersten westeuropäischen Reisenden das Gebiet der Zaaren betraten, so fanden sie den Zustand und die Lebensweise der vornehmen russischen Frauen so sonderbar, so abweichend von der Sitte der Westeuropäer, daß beinahe alle, von Herberstein an bis auf Korb in ihren

Reisenachrichten bei diesem Gegenstande verweilen.

Die Frauen der vornehmen Russen waren bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts auf ihre Zimmer eingeschränkt. Ihre Dienstmädchen machten fast ihre einzige Gesellschaft aus. Sie vertrieben sich die Zeit am Nährahm, am Weberstuhl oder am Spinnrocken; häufiger mit Putzen, Tändeln und Plaudern. An dem Tische des gebietenden Eheherrn erschienen sie nur, wenn er es verlangte, und keine Gäste eingeladen waren; und dann traten sie nicht als die verehrten Gefährtinnen des Mannes auf, die berechtigt waren, mit ihm die Freuden des Lebens zu theilen; nicht als Hausfrauen, die in ihrem Gebiet so unumschränkt als der Hausherr befehlen, die das Familienfest anordnen, die gesellige Freude durch ihre Unterhaltung, durch ihre bloße Gegenwart erhöhen; sondern als schüchterne Sklavinnen, die der Eigenthümer seinen Gästen im Triumph vorführte, um seinen Geschmack oder seinen Reichthum bewundern zu lassen.

Die Reisenden des sechszehnten Jahrhunderts, die freilich zuweilen falsch unterrichtet sein konnten, erzählen, daß die Russen sehr eifersüchtig auf ihre Frauen und Töchter wären, und sie keinem Fremden zeigten. Sie setzen hinzu: daß es ihnen nur

selten verstattet würde, ihre Brüder und Anverwandten zu sehn, und fanden darin etwas Orientalisches, das außerdem in dem kolossalischen Moskwa mit seinen unzähligen Kirchenkuppeln und Thürmen, die Ausländer wunderbar ansprach. Olearius, der im 17ten Jahrhundert nach Rußland kam, konnte es daher als eine besondere Ehre ansehn, die ihm wiederfuhr, als der Graf von Sklakow ihn aufforderte, seine schöne Gemahlin zu küssen und die Schale Brantwein, welche sie ihm darreichte, aus ihrer Hand anzunehmen.

Wahrscheinlich aber hatte sich zu Olearius Zeiten vieles in Rußland geändert; der Orientalismus war schon etwas gewichen, und zog sich bald noch mehr zurück. Die Reisenachrichten der Westeuropäer vor Olearius erinnern noch lebhafter an morgenländische Sitte und Gewohnheit. Wenn dem Gott Komus schon aus vollen Schalen geopfert worden war, trat auf einen Wink des Wirths die Hausfrau, von einigen Dienstmädchen begleitet, in ihrem prächtigsten Schmucke in das Speisezimmer. Feierlich rauschte sie durch die Reihen der Gäste hin; nippte von der Schaale Brantwein, die sie in den Händen hielt und reichte sie mit niedergeschlagenen Augen den Anwesenden dar, welche Bescheid

thun mußten. Hierauf stellte sie sich, die Arme auf den Rücken geschlagen, an die Wand, und ließ sich von den anwesenden Zechbrüdern küssen. Das Ganze geschah so tacktmäßig, daß es das Ansehn hatte, es sei bloß darauf angesehn, eine Art von Marionettenspiel zur Unterhaltung der Zuschauer aufzuführen. Denn die guten Damen bewegten sich, als würden sie von geheimen Fäden gezogen, nach dem Winke ihrer Eheherrn, schlüpften in ein anstoßendes Zimmer, um zu wiederholten Malen in einem immer reichern und glänzendern Aufzuge wieder hervorzutreten, und spielten die ihnen zugemessene Rolle.

Wegen Unbekanntschaft mit der Landessprache konnten wohl die wenigsten westeuropäischen Reisenden, auch wenn sie sonst gebildet genug waren, ein Gespräch mit russischen Damen anknüpfen und unterhalten. Mehrere aber versichern, daß ein solcher Versuch nicht nur immer fruchtlos, sondern auch höchst gefahrvoll gewesen sei. Weber, der im Anfange des 18ten Jahrhunderts in Rußland sich aufhielt, bestätigt nicht nur die Nachrichten der ältern Reisenden, daß die Frau des Hauses entweder gar nicht, oder nur deßwegen zum Vorschein komme, um den Gästen ein Schälchen und einen Kuß zu ge-

ben, und hierauf sich wieder mit einer Verneigung des Haupts entferne; sondern er berichtet auch treuherzig: „daß, obschon die Frauenzimmer, welche nach Hofe kämen, der ausländischen Art gemäß und recht wohl gekleidet wären, ihr Umgang mit Fremden doch noch so schüchtern, furchtsam und eigensinnig sei, daß ein deutscher Cavalier, der einem russischen Fräulein zu Kronschlott die Hand küssen wollte, mit einer derben Ohrfeige abgewiesen worden sei."

Man sieht, das weibliche Geschlecht wurde von den höhern Ständen nach orientalischer Weise behandelt. Nicht besser war es bei den niedern Ständen, wo die alt-slavische Sitte mitwirkte. Unter den Hochzeitgeschenken, welche die gemeinen Russen ihren Bräuten darbrachten, war auch, als Symbol der männlichen Oberherrschaft, eine neue Peitsche. Die vornehmen Russen zeigten zwar nicht bei ihren Hochzeiten dieses Corrections-Werkzeug selbst vor, aber sie erinnerten die zitternde Braut auf eine sinnlich-begreifliche Weise an das Loos, das sie so eben aus der Schicksals-Urne gezogen hatte.

Der Brautvater unter den höhern Ständen pflegte seiner Tochter vor der Trauung mit einer schön verzierten kleinen Peitsche einige sanfte Strei-

che zu geben und dabei ungefähr folgende pathetische Anrede zu halten: „Mein geliebtes Kind, diese letzten Streiche sollen dich an die väterliche Gewalt erinnern, die jetzt nicht sowohl aufhört, als einem Andern, nemlich deinem Eheherrn, hiermit feierlich übertragen wird." Hierauf übergab er das Peitschchen dem Bräutigam.

Weber, der diese slavische Sitte berührt und bestätigt, sagt einiges zur Erklärung derselben, was dem weiblichen Geschlecht im damaligen Rußland nicht eben zur Ehre gereicht. Seine Worte sind: „Was man sonsten von den russischen Frauenzimmern vorgiebt, daß sie ohne Schläge sich bei ihren Männern nicht in Gnaden glauben, muß in rechtem Verstande genommen werden. Denn ob es zwar gewiß ist, daß die Männer ihre Weiber hart und in beständiger Zucht halten, so finden diese doch in den Schlägen schlechte Ergötzlichkeit; aber weil sie dem Trunke und andern Unarten oft ergeben sind, (ich rede von gemeinen Leuten) und die Haushaltung versäumen, so ist der Mann, welcher die Erziehung seiner Kinder sich zu Herzen gehen lässet, genöthigt, wenn ihn seine Bosheit nicht dazu antreibt, die Peitsche bei dem Weibe so lange zu gebrauchen, als ihm an der Haushaltung

gelegen, oder bis seine Tollheit vorüber ist."

So gewiß aber im alten Rußland das Hausregiment dem gebietenden Manne allein übertragen war, so gewiß ist es auch, daß die Frauen hier so gut wie in andern Ländern die Kunst verstanden, den Regierungsstab ihren Ehegatten aus den Händen zu winden. Auch hier lauerte das schlauere Weib die unbewachten Augenblicke des liebenden Mannes ab; und eine Sitte, die im 17ten Jahrhunderte bei der Trauung noch Statt fand, beweist, daß die gefürchteten und mit den Werkzeugen der executiven Gewalt ausgerüsteten Ehemänner wegen ihrer Oberherrschaft nicht ganz ohne Sorgen waren. Nach der ehelichen Einsegnung reichte die Braut dem Bräutigam einen mit Meth gefüllten gläsernen Becher dar. Der junge Mann that Bescheid und ließ hierauf den Becher fallen; worauf beide Theile sich beeiferten, denselben zu zertreten. Wem dieses gelang, der war sicher, das Hausregiment erlangt zu haben. Aber auch ohne dieses Wahrzeichen mag wohl manchen Ehemann mit sammt seiner Peitsche das Symbol der weiblichen Herrschergewalt, der Pantoffel, in ehrerbietiger Entfernung erhalten haben.

Die tatarische Behandlungsart des andern Ge-

schlechts zeigte sich noch gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts. Nur selten war es den russischen Damen erlaubt, sich durch Lustfahrten, oder auf Schaukeln zu Ostern zu vergnügen, und wenn dieses geschah, so fand ein orientalischer Zwang Statt. Die vornehmen Russinnen gingen verschleiert und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet aus; wenn man ihnen erlaubte, auf das Land zu fahren, so durfte dieß nur in ganz bedeckten Wagen oder Schlitten geschehen. Noch der Zaar Alexei Michailowitsch hielt streng über diese orientalische Sitte; und freilich, wenn er dem westeuropäischen Arzte, der seine kranke Gemahlin besuchen sollte, diese nur in einem ganz verfinsterten Zimmer zu sehn, oder richtiger nicht zu sehen, und ihren Puls an dem mit feinem Tuch überzogenen Arme zu fühlen erlaubte, so mußte derselbe es auch sehr auffallend finden, als seine zweite Gemahlin bei ihrer ersten Ausfahrt, entweder von weiblicher Neugierde oder von Eitelkeit gereizt, die Vorhänge ihres Wagens etwas zurückzog. Die russische Nazion war aber so sehr an die Eingezogenheit ihrer Fürstinnen gewöhnt, daß, als dieselbe Zaarin es endlich über ihren Gemahl vermocht hatte, in einem offenen Wagen einer Wallfahrt nach dem heiligen Drei-

faltigkeitskloster beizuwohnen, und sie durch die Straßen von Moskwa fuhr, das zuschauende Volk über ein so ungewöhnliches Schauspiel erschreckt, ehrerbietig die Augen niederschlug oder wegwendete.

Aber schon im 17ten Jahrhunderte hatte sich das Verhältniß des weiblichen zu dem männlichen Geschlechte wesentlich verändert. Viele Ausländer waren nach Rußland gekommen. Westeuropäische Sitten und Gewohnheiten fanden nach und nach Eingang. Manches bisher herrschende Vorurtheil wurde abgelegt. Die talentvolle Schwester Peters des Großen unterredete sich mit den Ministern und Generalen und erschien vor der Fronte der Strelzi.

Der Kaiser Peter I., der auf alle Gegenstände der Staatsverwaltung sein Augenmerk richtete, hatte recht gut berechnet, welchen großen Einfluß der wechselseitige Umgang der beiden Geschlechter auf die Kultur seines Reichs haben könnte. Er wünschte, daß auch die Bildung der Frauenzimmer besser als bisher beachtet werden möchte. Aber seinen Erziehungsplanen überhaupt stellten sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg. — Der Vorschlag, junge Russinnen nach Königsberg, Berlin oder Dresden zu schicken, um sich dort zu bilden —

ein Vorschlag, der wohl nicht einmahl von Peter dem Großen ausging und der doch wohl gerechte Besorgnisse erregen konnte, — ward allgemein verworfen. Aber der große Fürst wirkte nichts desto weniger im Stillen fort. Er befahl seinen Ministern, Generalen und Hofleuten, ihre Frauen und Töchter mit an den Hof zu bringen. Er gab im Pallaste seines Lieblings le Fort den ersten Ball in westeuropäischem Geschmack, an welchem russische Damen Antheil nehmen mußten, und verordnete, daß junge Leute nicht, wie vorher, ohne gegenseitige Einwilligung und ohne sich gesehen zu haben, verheirathet werden sollten; — ein wohlthätiges Gesetz!

Noch mehr: Peter der Große hielt es nicht unter seiner Würde, auf die öffentlichen Gesellschaften Rücksichten zu nehmen, welche er vorzüglich veranlaßte und die ein besseres Verhältniß unter den beiden Geschlechtern einleiten sollten. Im Jahr 1719 ließ er ein „Reglement für die geselligen Zirkel in St. Petersburg" drucken, das äußerst charakteristisch ist. Weber, der es uns aufbehalten hat, bemerkt, daß für das Vergnügen der Frauenzimmer vorzüglich gesorgt worden sei; denn er sagt: „bei diesen Assembleen wird in einem Zimmer getanzt,

in dem andern werden allerlei Karten-, Brett- und sonderlich Schach-Spiele getrieben, in dem dritten Gemach wird geraucht und Unterredung gepflogen und in dem vierten wird Klumpsack von dem Frauenzimmer ausgetheilt, und werden noch andere Spiele, bei denen es etwas zu lachen giebt, vorgenommen."

Doch ich wollte nur einige Bemerkungen über den Zustand des weiblichen Geschlechts im ältern Rußland hinwerfen, und wäre beinahe in das neuere Rußland hinübergeschweift, wo Alles sich anders gestaltete. Also breche ich billiger Weise hier ab.

Pöschmann.

Etwas

über die

Trachten, Sitten und Gebräuche

der Livländer

im sechzehnten Jahrhundert.

Plettenbergs siegreiche Tage bei Maholm und Pleskow hatten dem erschöpften Livland im Jahre 1503 einen funzigjährigen Frieden errungen. Ueberall keimten nun die Segnungen der Ruhe; der Landmann kehrte aus den Wäldern, wohin ihn das Geräusch der Waffen verscheucht hatte, zu seinen Fluren zurück, der Bürger besuchte jetzt unbesorgt Markt und Werkstatt, der Ritter legte in den Thälern der Heimath Schwert und Harnisch nieder, und fühlte — vielleicht zum erstenmahle — die hohe Ueberzeugung, daß Kriegen nicht Zweck des Menschen sei. Livlands Wohlstand wuchs, mit ihm die Ausartung der Sitten. Die Chronisten, sonst so karg mit ihren Bemerkungen über die häuslichen Verhältnisse der frühern Zeit, erschöpfen sich fast in drolligen Schilderungen der Lebensweise des sechzehnten Jahrhunderts.

Man scheint sich so ganz eigentlich für die vielen Drangsale früherer Jahre haben entschädigen wollen. Aber was nützten jenen bildungslosen Rit-

tern, die nur in Gefechten an ihrem wahren Platze standen, die Segnungen des Friedens? Diese Zwitterwesen von Mönchen und Kriegern, ohne Kultur des Geistes, ohne Gefühle der Liebe, ohne verfeinerte Sitten mußten durch anhaltende Ruhe in Unthätigkeit und Schwelgerei versinken. War es ein Wunder, wenn sie wie Russov anführt, nur von Hasen, Füchsen und Jagdhunden sprachen, wenn sie, deren Gelübde strenge Keuschheit gebot, nur an Cypris und Bacchus Altären huldigten, wenn Pracht und Wohlleben ihr einziges Streben, ihr einziger Wunsch war.

Der Luxus, überall das Kind des Wohlstandes, fing an in seiner ganzen Ungebundenheit zu herrschen. Die Vornehmen gaben das Beispiel, und der Bürger hielt es für Herabwürdigung, ihnen nachzustehn. Das demuthsvolle Gewand der Kreuzbrüder paßte nicht mehr für die stolzen Kreuzherren. Komthure und Vögte zeigten sich mit königlicher Pracht. Ein Vogt zu Weissenstein, Hinz von Thülen, trug eine Kette von feinem Golde, die ein und zwanzig Pfund wog; ein Komthur zu Reval ließ überall drei Trompeter vor sich her reiten, um seinen Aufzug zu verherrlichen; Damen verschrieben nicht selten Schneider aus dem



LIVONICA PRÆCIPUA FŒMINA
unà cum Filia.

Also gehen in Liefland die gewaltigen Frawen, sampt ihren Töchtern.

Also gehen sie in Liefland
Die gwaltigen Frawen zuhand,
Mit ihren Töchtern, in solcher Zier,
Und ist bey ihn ein schön Manier.

Auslande, um die Brautkleider für ihre Töchter zu machen. — Der Anzug des schönen Geschlechts war überhaupt in diesen Zeiten sehr kostbar. Die Frauenzimmer belasteten sich dergestalt mit goldenen und silbernen Geschmeiden, Perlen und Edelsteinen, daß man nicht gut begreift, wie sie sich noch haben bewegen können. Aber die Foderungen der Mode waren damit noch nicht befriedigt. Kostbare Pelzwerke, Zobel, Marder, Hermeline, Füchse, so wie seidene Stoffe aller Art mußten die Feste verherrlichen. Die Damen trugen gestickte, mit Perlen besetzte Kleider, ihre Taschen waren mit Edelsteinen geschmückt und mit goldnen oder silbernen Schlössern und Ringen versehen, ja selbst die Kragen an den Hemden, welche die Mütter der Braut und des Bräutigams nach damaliger Sitte zum Geschenk erhielten, mußten mit Gold gestickt und mit Perlen besetzt sein. Der Aufwand war in allen Ständen so groß, daß Russow in seiner livländischen Chronik sich nicht enthalten kann zu sagen: „Wenn Mancher das Silber und Gold hätte, welches in jener Zeit die Frau und Tochter eines gemeinen Bürgers auf der Hochzeit getragen, so würde er einen ziemlichen Handel und Wandel damit treiben und mit Weib und Kindern anständig davon leben können.“

Gleichwohl scheint damals der gute Geschmack eben nicht vielen Antheil an ihrem Putz gehabt zu haben. Die frühern Annalisten übergehen zwar diesen vielleicht nicht unwichtigen Gegenstand mit Stillschweigen; aber so manches Bruchstück ist dennoch auf unsere Zeiten gekommen, das jene Vermuthung bestätigt. Auch für die Geschichte livländischer Moden findet sich Manches in alten Büchern zerstreut, wo man es am wenigsten erwarten sollte. So stellt uns ein Werk, das um diese Zeit in Nürnberg herauskam, auf drei Blättern die damaligen Trachten der livländischen Damen im Holzschnitte dar, von denen wir die erste hier unsern Lesern mittheilen *). Ich darf wohl nicht erst erinnern,

---

*) Der umständliche Titel des Werks heißt:

Habitus praecipuorum populorum, tam virorum quam foeminarum singulari arte depicti. Trachtenbuch, darin fast allerley vnd der fürnembsten Nationen, die heutiges Tages bekandt seyn, Kleidungen, beyde wie es bey Manns- und Weibspersonen gebreuchlich, mit allem vleiß abgerissen seyn, sehr lustig vnd kurzweilig zu sehen. Getruckt zu Nürnberg bey Hans Weigel, Formschneider 1577. In Folio.

Dieses seltne Werk, das dem Heinsius zufolge das älteste über das Kostum ist, fängt mit den römischen

daß unsern Landsmänninnen dort in einem ziemlich abenteuerlichen Aufzuge erscheinen; nur ist zu bedauern, daß der Herausgeber sich nicht die Mühe nahm, uns einen kleinen Kommentar zu seiner Gallerie der Trachten zu liefern. Daß die Darstellung der Kleidung aber nicht aus der Luft gegriffen sei, sieht man bei einer Vergleichung des Bildes mit den Chronikennachrichten und den vielen Luxusartikeln, die in den damaligen Kleiderordnungen vorkommen.

Noch stärker läßt sich über die Sitten und den Aufwand unsrer Gegend der bekannte Geograph Sebastian Münster in seiner Kosmographie vernehmen, die 1550 zu Basel erschien. Die Stelle ist zu charakteristisch, als daß ich sie nicht — selbst auf die Gefahr, es mit meinen schönen Landsmänninnen zu verderben — mit den eigenen Worten des Verfassers hersetzen sollte:

Kaisern an, liefert dann die Trachten vornehmer und geringer Personen aus Deutschland, Preußen, Livland, geht dann zu den übrigen europäischen und außereuropäischen Ländern und schließt mit den Trachten in Aegypten und Marokko. Es enthält 219 Bilder, deren Umrisse sehr brav in Holz geschnitten sind. Oben ist immer eine lateinische Ueberschrift, unten einige teutsche Reime.

„Das weibervolk, so do im land geboren, ist hochtragend vnd vil von sich halten, vnd andere weiber so auß Teütschland hinynbracht werden, seind von jnen veracht. Sie wöllen auch nit weiber, sonder frauwen genennt werden, mit spinnen vnd anderer weiber arbeit bekümmern sie sich nit, meynen es sey irem adelichen herkommen ein oneer, aber des winters im schlitten vnd des sommers vff dem wasser spacieren zu faren, geth jnen baß von der handt dann das spinnen. Und wiewol ettlicher massen wolgestalt weiber do seind, so macht doch sie jr kleidung gar ongeschaffen vnd wann sie sich auffs allerkostlichst angelegt haben, sehen sie einem fastnacht butzen (Kobold) nit ongleich."

Mögen nun immerhin die Farben in diesem Gemälde etwas zu stark aufgetragen sein, so bleibt doch die Hauptsache von diesen gewaltigen Frauen in Livland, wie sie in unserm Bilde heißen, wahr, und der Schluß der angeführten Stelle zeigt schon hinlänglich, daß man bei aller Kostbarkeit der Kleidung in dem Putz jener Zeit den Schönheitssinn vermißte. Man trieb die Verschwendung noch weiter. Tischgeräthe, Römer und Pokale waren von Silber, letztere mächtig groß

und grotesk wie der Geist ihres Jahrhunderts. Selbst die Todten mußten in ihren Särgen mit seidenen, silbernen und goldenen Kreuzen, die man ihnen mitgab, prunken. Kein Wunder, wenn dieser Reichthum einen alten Schriftsteller zu der emphatischen Aeußerung verleitet, Livland sei damals das Paradies der Erde gewesen.

Mit diesem Aufwande kontrastirten nun auf eine seltsame Weise die Versammlungszimmer jener Zeit. Man saß auf hölzernen Bänken, und damit die wackern Zecher nicht etwa zu unsanft die Härte des Bodens empfinden möchten, hatte man Heu hingestreut. Daß diese Vorsicht nicht überflüssig war, sehen wir aus der ungeheuern Consumtion des Biers bei solchen Trinkgelagen. Wein scheint wenigstens auf dem Lande, nicht in großen Quantitäten gebraucht worden zu sein. „Hölzerne Schaalen, groß genug" wie der alte Chronograph sich ausdrückt, „um Kinder darin zu baden" wurden unablässig mit Bier gefüllt und wer dem Zutrinkenden nicht wacker Bescheid that, sah sich genöthigt, den Degen zu ziehen und sich zu raufen. Russow berichtet, daß dieses Zechen und Raufen vornemlich in dem Städtchen Wesenberg (in Ehstland) im Schwange gewesen sei, so daß Je-

mand, der eine Narbe im Gesicht gehabt habe, mit derselben als einem besondern Ehrenzeichen prangte. „Derhalven" fährt er in seinem niedersächsischen Dialekte fort, „in dem gantzen Lande ein Sprickwordt daruth geworden ys, dat men einen Schram genômet heft eine Wesenbergische Krall. Unde do men einen gesehen hefft, de einen Schram up de Backen hadde, heft men allewege gespraken: de mach tho Wesenberge met allen ehren wol vordantzen." Noch bitterer schildert der Pfarrer Timan Brakel, ein Zeitgenosse Russovs, die Orgien der ausgearteten Kreuzherren. Hier ein Paar der mildern Stellen aus seinem seltenen Werke: *)

Was man von ihn auch schrecklich Wort,
 Im Fluchen, Schweren hat gehort:
Also von Balgen, Stechen, Hawn,
 In ihren Zechen mochte schawn,
Verdrießlich einem frommen Christ,
 Zu schreiben vnd zu lesen ist. — — —

*) Christlich gesprech von der grawsamen Zerstörung in Lifland, durch den Moscowiter vom 58 Jar her geschehenn ꝛc. Durch Timannum Brakel Liuoniensem. 1579. Ohne Druckort. 8.

Noch eine ich der Tugend groß,
Von diesen Helden sagen muß,
Wenn sie gesessen in den Zechn,
So kondten sie grosse Heuser brechn, (Burgen erobern)
Viel Reussen schlahn (schlagen) mit einem Wort,
Welch wunder man hett nie gehort,
Ein bracht dem andern zu im Bier
Mit einem trunck der Reussen (Russen) vier,
Zuweilen funf, sechs, sieben, acht,
Biß sie all waren vmbgebracht.
Hört aber nu das widerspiel,
Das ich euch kürtzlich sagen will:
Die Reussen so erseuffet gar,
Von dieser kühnen zecher Schar,
Die bracht das Vnglück in das Landt,
Mit grosser Schar vnd starcker Handt:
Do fiel den Helden Hertz vnd Muth,
Vnd lieffen für eins Reussen hut rc. — —

Außer den Sonntagen gaben die Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchmessen, Wackenfeste genug Veranlassung zum Schwelgen. Der Adel wurde drei Monate vorher zu den Hochzeiten eingeladen, die man gewöhnlich in einer benachbarten Stadt feierte, weil man auf den Edelhöfen, die Menge der ge-

ladenen Gäste nicht unterbringen konnte. Sobald die Gesellschaft beisammen war, begaben sich die Männer auf prächtig geschmückten Rossen mit goldenen Ketten und Federbüschen geziert hinaus aufs Feld. Hier bildete man einen Kreis und der Aelteste von ihnen hielt eine Anrede an die Versammlung, worin er ihr im Namen der Braut für die Ehre ihrer Gegenwart dankte und zugleich erinnerte, wenn Jemand einen alten Groll gegen den andern hätte, so möchte er doch dessen jetzt nicht gedenken. Man gelobte dieß feierlich mit aufgehobener Hand, „aber," setzt die Chronik hinzu, „man hielt es gewöhnlich nur so lange, bis das Bier in den Mann kam." Unter Trompetenschall ging der stattliche Zug wieder nach der Stadt durch mehrere Straßen zu den Gildestuben, wo die Braut schimmernd von Edelsteinen die Ankommenden empfing. Ein Abendschmaus beschloß den ersten Tag. Am Sonntage war in der Kirche die Trauung, wobei man die seltsame Sitte beobachtete, daß die Braut wohl eine halbe Stunde auf das Ja warten ließ. Sodann gings wieder nach der Gildestube, wo nun eine Reihe von Bacchanalien begann, die oft acht Tage dauerte. Obgleich dort Pracht und Ueberfluß herrschte, so bediente man sich doch aus besonderer Demuth höl-

zerner Löffel, Teller, Schüsseln und Becher, auch reichte man keinen Wein, sondern Bier.

Man feierte die Wackenfeste im Herbst. Die Landgüter waren nemlich in gewisse Wacken getheilt, von denen jede ihrem Herrn bei Entrichtung der Abgaben ein Gastmahl geben mußte. Bei dieser Gelegenheit jubelte nun Alles; der Bauer wie der benachbarte Adel und die Ordensmitglieder, die sich bei diesen Festen zahlreich einfanden. Abermahliger Tanz und Schmaus, abermahlige Bacchanalien!

Wie ungezwungen es bei dem erstern hergegangen sei, sieht man aus einem Beschlusse der Adelsversammlung zu Wolmar vom Jahre 1545, wo es heißt: der Adel möge zum Beispiel für Andere alles Oegen und Küssen mit den Damen im Tanze unterlassen, die adelichen Jungfrauen sollten sich des Gaffens und Scherzens enthalten, und die gemeinen Diener sich nicht der unschicklichen Handgriffe mit den Fräulein bedienen."

Dieß ist das Bild des Adels und der Kreuzherren aus jener Zeit. Vergessen hatten die Letztern Gelübde und Ordensregel; die Statuten, einst der Verbrüderung so heilig, verletzt. Man gelobte strengen Gehorsam den Gebietigern, und Komthure

und Vögte widersetzten sich oft den Befehlen ihrer Obern; versprach Armuth, und prunkte wie die Könige; verhieß züchtigen Wandel, und huldigte grenzenloser Wollust; wollte wöchentlich nur dreimahl Fleisch, starke Getränke nie auf seiner Tafel dulden, und tödtete jede Kraft durch unmäßiges Schlemmen. So artete in wenigen Jahrhunderten eine Anstalt aus, daß sie ihrer ersten Einrichtung gar nicht mehr ähnlich sah.

Aber auch die Bürger jener Zeit suchten im Luxus und schwelgerischen Genusse ihre Freuden. Der Stolz der Kaufleute ging in den livländischen Städten so weit, daß sie die Handwerker nicht für Bürger anerkennen wollten, und mit aller Aengstlichkeit darauf sahen, daß die Frauen und Töchter der Letztern sich ja nicht so kleideten, wie die ihrigen. Man trieb diese Strenge oft bis zur Verlezzung des sittlichen Anstandes. Die Tochter eines Kürschners zu Dorpat, die sich über ihren Stand ausgeputzt hatte, wurde einst beim Herausgehn aus der Kirche auf öffentlicher Straße fast ganz entkleidet. Wahrlich, eine schlechte Probe von der Galanterie jener Zeit!

Auch die Hochzeiten der Bürger waren prunkende Feste; Wein und Bier floß in Strömen; die

Menge der Speisen nahm kaum ein Ende; Silbergeräthe bedeckten in großen Massen den Tisch. Man schwelgte bis zum Uebermaße.

Nach dem Muster der ritterlichen Turniere hatte im Auslande der Bürger sein Vogelschießen gebildet, das auch in Livland von beiden Gilden nachgeahmt wurde. Um Pfingsten feierte man das Maienfest unter Schmausereien und Tanz und wählte sich Maigräfinnen; am Johannistage zündete man bei Sonnenuntergange eine Theertonne an, Blumenkränze schmückten den jubelnden Reihen, indeß die Landleute ihr: „Lihgo Hänschen!" sangen und Bier und Meth rastlos die Runde machten, und damit das Jahr nicht ohne lauten Jubel beschlossen würde, pflanzten die Städter am Weihnachtsabende auf dem Marktplatze eine Tanne auf, welche angezündet und von Mädchen und Jünglingen umtanzt wurde, bis die Flamme erlosch. Tanzend ging der Zug durch die Straßen nach dem Versammlungssaale, wo neue Schmausereien das Fest endigten.

Sehnsucht nach dem Süden.

Nur von ewigkalten, rauhen Lüften
Wie von einem Todeshauch umweht,
Wo die Blume auf den öden Triften
Tief gebeugt von wilden Stürmen steht,
Ach, Erlösung von der kalten Erde!
Rettung fleh' ich, daß mir Rettung werde.

Licht und Wärme hast du ja versprochen
Allen Menschen, gütige Natur!
Doch nur hier hast du den Schwur gebrochen,
Gabst uns Eis und trübe Nebel nur,
Gabst uns Ahnung schöner, heller Tage,
Daß der Kummer, sie vermissend, klage.

Von dem Frost erstarrt die zarten Glieder
Singt im kurzen Lenz die Nachtigall,
Endlich, endlich kehrt der Frühling wieder
Und die Hoffnung jubelt überall:
Aber, ach! der Himmel bleibt umzogen,
Stürmt zur Erde kalte Wasserwogen.

Reif und Blüthe deckt zugleich die Bäume,
Und vergeblich, daß man Blumen sucht,
Frost zerstörte ihre schwachen Keime,
Und im Sturme fiel die seltne Frucht,
Ofengluth nur wärmt die kalten Wangen;
Und so ist das öde Jahr vergangen.

Was ich so bescheiden von dir flehe,
Gieb, o Gott, mir Wärme nur und Licht!
Daß ich einmahl heitre Tage sehe,
Diesen Wunsch, o den versage nicht!
Laß, o laß mit seligem Entzücken,
Laß mich deinen hellen Himmel blicken!

Laß mich ziehen, wo die Stürme schweigen,
Wo es Lenz und wo es Sommer giebt,
Wo aus Blumen süß're Düfte steigen
Und den Tag kein ew'ger Nebel trübt,
Daß ein linder West mich sanft umspiele
Und ich deinen Segen seh' und fühle.

Führt mich fort, ihr Wolken, die so trübe
Aus dem Norden hin zum Süden ziehn,
O, daß mich der wilde Sturm erhübe
Und mich lehrte, eilend mit ihm fliehn!
Gern vertrauend seinen kalten Schwingen,
Wollt' ich hin zur bessern Erde dringen.

Ach, die Stunde mag ich nicht beflügeln,
Die mich fort aus meiner Heimath trägt!
Liebe ist es, die auf öden Hügeln
Mich allein in starke Fesseln schlägt,
Ach! nur sie bei der Entbehrung Schmerzen
Giebet Licht und Wärme meinem Herzen.

U. Freih. v. Schlippenbach.

Ein Landlied auf Grafenheide. *)

1 7 6 6.

Nimm mich, nimm mich, Göttin sanfter Freude!
Ganz in deinen Schooß,
Hier im Sitz der Lust, in Grafenheide,
Wohnst du kummerlos,

*) Dieses noch ungedruckte Gedicht des unsterblichen Herder ist an seinen Freund Heidevogel, den damaligen Besitzer von Grafenheide, gerichtet. Schon als Jugendversuch kundigt es den aufblühenden Genius an, und man hat es hier nicht aufgenommen, um mit einem berühmten Namen zu prunken, sondern als theures Erinnerungsmal, daß er einst unser war. Daß Herder noch in spätern Jahren mit der Wärme eines Jünglings an seinen Aufenthalt in Riga dachte, und die Namen Schwarz, Berens, Wilpert seinem Herzen immer theuer waren, beweisen so manche Stellen in seinen Schriften. „Empfindlich wird meine Seele gerührt," sagt er in den Briefen zur Beförderung der Humanität, „wenn ich an die Zeiten, in denen ich in ihrem Kreise lebte, an so manche vortreffliche Charaktere ihrer edeln Geschlechter, an meine Freunde in denselben, und unter ihnen an den Verfasser der Bonhommien zurück gedenke." Dieß, um etwanigen Mißdeutungen zu begegnen, die man in unsrer schmähsuchtigen Zeit leicht machen dürfte.

Hauchst in jedem Zuge
    Sanfte Ruhe ein,
Drum im stillen Taubenfluge
Will ich mit entzückter Seele
    Dir ein Landlied weihn.

Alles lacht um mich, wohin ich sehe,
    Prangt mit mildem Geiz
Nur Vergnügen, und wohin ich gehe
    Lacht ein neuer Reiz.
Seht die Aehren wallen
    Hin zum dunkeln Hain,
Wo Naturkonzerte schallen,
Und die Wipfel und die Zephyr'
    Rauschen Lust darein.

Rings umkränzt von See und Wald und Auen
    Irrt umher mein Blick,
Immer fremde, niemals satt zu schauen,
    Find' ich neues Glück.
O Natur! du glänzest
    Unerschöpflich reich,
Und ein Ort den du bekränzest,
Lacht der Kunst und des Gepränges
    Und ist Eden gleich.

Zwar hier tanzt auf Rosen keine Phryne
 Lauten Scherz mir vor,
Keine Schäferflöte lockt in's Grüne,
 In ein Nymphenchor;
Doch die stille Freude
 Flieht in's heitre Herz,
Und im muntern Hirtenkleide
Lacht sie nur auf heitern Stirnen,
 Weit vom wilden Scherz.

Prangt, ihr Dichter, mit erträumten Gründen,
 Wo die Wollust thront;
Euer Tempe, sagt, wo ist's zu finden,
 Als im Dichtermond'?
Zwar ist Grafenheide
 Keine Götterflur;
Doch auf dieser Unschuldsweide
Lacht auf Auen und auf Stirnen
 Nichts, als du Natur!

Wenn im Abendroth der Himmel schwimmet,
 Wähl' ich dich, Allee!
Wenn der Silberthau auf Wiesen glimmet,
 Wähl' ich dich, o See!

Wenn die Sonne steiget,
Suche ich den Wald,
Und wenn sich der Abend neiget,
O so bist du, Freundschaftshütte,
Mir ein Aufenthalt!

Hier als Jüngling Rosenkränze winden,
Ist ein Königreich,
Hier sein Leben neu verjüngt empfinden,
Sagt, was ist dem gleich?
Hier, wo sich Vergnügen
Nicht mit Silber zahlt,
Und wo sich mit sanften Zügen
Auf dem Antlitz der Bewohner
Treue Freundschaft malt.

J. G. Herder.

Woldemar Dietrich
Freiherr von Budberg
genannt Benningshausen.

Hat der Kupferstich, welchem diese Blätter zur Beilage dienen sollen, das Gemählde treu wieder gegeben, (noch haben wir ihn hier nicht gesehn), so sind diese fast überflüßig. Selten spricht Geist und Sinn in einem Gesichte deutlicher und bestimmter sich aus; und fast könnte man sagen: sogar die Geschichte des Mannes lieset man darin. Fein und zart und lebendigst an Geist und Gemüth, wie in der schönen Gestalt, weihte er sich, ein Liebling der Natur, ein Zögling der Künste, dem häuslichen Glücke, der Freundschaft und dem Wohlthun. Nicht bis zum späten Winter konnte die weiche Pflanze in der rauhen Erdenkluft ausdauern; sie welkte schon im Sommer.

Baron Budberg wurde zu Reval geboren den 8. Oktober 1740, und erzogen auf dem Gute Klein-

Roop im rigischen Kreise. Wahrscheinlich hatte diese freundliche Gegend in dem Knaben schon den Sinn für die Natur geweckt; und auch darum wohl blieb sie dem Manne noch so werth. Im vierzehnten Jahre kam er nach Riga zu dem damahligen Rektor Lindner; im siebzehnten nach Königsberg, wo Meinhard sein Führer war, und ihn nachher auch auf dem größten Theile seiner Reisen begleitete. Beide Männer, zu ihrer Zeit eifrige und glückliche Beförderer der schönen Wissenschaften, hatten auf Budbergs Bildung für diese, entscheidenden Einfluß. Der Aufenthalt in Straßburg gab noch den Beitrag des feineren Welttons. Eine Reise durch die Schweiz und Italien vollendete (in sofern die Außenwelt bilden hilft) den Natur- und Kunstfreund; die durch Frankreich und England den Gesellschafter und den Staatsbürger. Auch Petersburg sah er zweimahl; erst sogleich nach seiner Rückkunft aus dem Auslande, und dann als Deputirter zur Krönung der Kaiserinn.

Er vermählte sich mit einer Tochter des livländischen Regierungs-Rathes (Geheim. Raths und Ritters) Baron Campenhausen. Die bedeutende Rolle, welche dieser Vielgewaltige damahls in der Provinz spielte, hätte, wie es scheint, auch Bud-

bergen auf den Schauplatz der öffentlichen Thätigkeit führen müssen. Vielleicht aber daß für den philosophischen Beobachter gerade darin der Hauptgrund mit lag, warum er jenen Schauplatz nicht betreten mochte. Er lebte seine ersten und glücklichsten Jahre auf einem kleinen Landgute, Trastenhof, unweit Riga, später zuweilen auf einem größeren, Kegeln bei Wolmar, zuletzt in Riga, und, als sein Posten eines Kreis-Marschalls und Chefs des Obervormundschafts-Amtes (von 1783) ihn dorthin rief, in Walk. Im Jahre 1776 hatte er am Blutauswurfe gelitten; eine Reise nach Berlin und in's Schlangenbad 1777 stellte ihn gänzlich wieder her. Doch glaubte er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode seiner Gesundheit das Opfer bringen zu müssen, sich durchaus aller Fleischnahrung zu enthalten.

Im Mai 1784 reisete er in Amtsgeschäften nach Walk. Am Tage der Abreise besuchte er in Riga noch einen Freund, um Einiges mit ihm zu berichtigen. Dieser schlug ihm vor, es bis zu seiner Rückkunft zu verschieben; er aber drang voll Unruhe auf die Beendigung. Beim Weggehen bat er noch (er war sonst nichts weniger, als über-religiös) um Lavaters Aussichten in die Ewigkeit. Mit gleicher Unruhe nahm er von der Gattin und den —

freilich so eben schwer kranken — Kindern Abschied. Den Abend brachte er auf dem Landsitze eines Freundes wieder vergnügt zu. Sogleich beim Antritte der Reise verspürte er Fieberanfälle. Sie gingen vorüber; aber ein heftiger Verdruß auf seinem Landgute Kegeln regte das Uebel von neuem auf. Bei seiner Ankunft in Walk begegnet er dem dortigen Kreis-Rentmeister, und dringt in ihn, hundert Rubel in Verwahrung zu nehmen, „sie könnten vielleicht zu seiner Beerdigung nöthig sein." Er wurde nun wirklich gefährlich krank. Zu einem Gallenfieber gesellt sich sein älteres Brustübel. Die Kunst des Arztes, die Pflege der herbeigeeilten Gattin, eine allgemeine Theilnahme vereinigten sich in Wünschen und Bemühungen, ihn zu erhalten. Es leuchtete ein Hoffnungsstrahl; und einige seiner Freunde unter den rigischen Kaufleuten bestimmten schon einige hundert Thaler dazu, sie am Tage seiner Rückkunft unter die Armen zu vertheilen. Die Hoffnung täuschte. Am dritten Julius starb er. Die Leiche ward auf das Gut Rodenpois gebracht in ein Familienbegräbniß, zu dem er selbst noch kurz vorher den Riß gemacht. Seine Freunde an der rigischen Börse ließen von Abramson in Berlin eine Medaille auf ihn schlagen, woron in wenigen

Tagen 250 Exemplare unterzeichnet waren. „Die Kunst beweint den Freund, der Arme seine Stütze“ sagt Ramlers lateinische Inschrift (ars amicum luget, pauper praesidium). Als im Jahre 1788 der Concipient dieser Notizen nach Riga kam, klangen ihm fast überall noch Töne wehmüthig-froher Erinnerung an Budberg entgegen. Wie theuer der Geliebte seinen vertrautern Zeitgenossen gewesen sein muß, (carus amicis ist auf der Medaille das ganze Beiwerk seines Namens) ergiebt sich selbst daraus, daß jetzt noch ein Viertel Jahrhundert nach seinem Tode eine jüngere Welt ihn wieder hervorruft, huldigend sich seiner zu freuen.

Fragt man nun, was ihm denn eigentlich so allgemein und ausdauernd die Herzen gewann, so geben die einzelnen Züge seines geistigen und sittlichen Bildes, in Ein Ganzes zusammengefaßt, zur Antwort: „die reinste, fröhlichste, edelste G e m ü t h l i c h k e i t!“

D a h e r seine Abneigung vor Prunk- und Rang-Gesellschaften, sein Frohsein nur im traulichen Kreise, so wie sein Anschließen an Freunde auch außer seines Standes damahls noch enggeschlossenen Grenzen. D a d u r c h begründete sich in ihm jenes Muster eines glücklichen Gatten und zärtlich-

weisen Vaters, welches jeden seiner nähern Beobachter zum begeisterten Lobredner machte. Darum war er der innige, schwärmerische Freund der Natur, wie seine „Beschreibung eines Aufenthalts im Schlangenbade 1777 *)" und wie gerade die meisten und gelungensten seiner Gemählde ihn darstellen.

Dieser Hauptzug seines Charakters spricht endlich auch aus seinen Beschäftigungen mit den Künsten. Er war Dichter. Aber nur im Drange der Empfindung, nur für die Befriedigung irgend eines Gefühls, und nur für den engern Kreis. So ließ er denn freilich sich sorgloser gehen, als die Kritik es gern sehn konnte. Nirgends jedoch verläugnet sich der Mann von Geist und Gemüth. Gedruckt ist von seinen Poesien fast nichts; eine handschriftliche Sammlung aber ist mir vor Jahren einmahl zur Durchsicht mitgetheilt worden. Ausgezeichneter war sein Talent und Verdienst in andern Künsten.

---

*) Riga bei Hartknoch 67 S. incl. Die Mißhandlung dieser (unterhaltenden und wenigstens in ihrem größern Theile interessanten) Flugschrift in der Allgem. Deutsch. Bibliothek hielt den Verfasser ab, sich wieder ins literärische Straßen-Publikum zu wagen.

Er verfertigte selbst sehr niedliche mechanische Arbeiten verschiedener Art. Er spielte die Flöte. Er mahlte in Oel historische Stücke und Perspektiven, die er besonders in Italien studirt hatte. Er zeichnete. Da es ihm auch hier nur unmittelbar auf Genußhaben und Genußgeben abgesehn war, so versuchte er sich, wie die Biene von Blume zu Blume fliegt, fast in allen Gegenständen der Kunst; bald im Portrait, bald in der Landschaft, bald in historischen Stücken. Am bewundernswürdigsten ist der Reichthum, die Mannigfaltigkeit und die ächte Genialität seiner Ideen, verbunden mit Genauigkeit und Geschmack, auch in der flüchtigsten Skizzirung. „Auf einen solchen Zeichner kann Livland stolz sein!" sagte Oeser einst von ihm. Und Mengs pries ihn noch in spätern Jahren jungen akademischen Künstlern als Muster, besonders in der genialen Behandlung des Gegenstandes. Eine Sammlung Handzeichnungen von ihm befindet sich unter den Kunstschätzen seines Freundes, des Herrn Oberpastors D. von Bergmann in Riga. Viele darunter sind satyrisch. (Dergleichen Züge auch in seinen Gedichten nicht selten sind; sie gelten meist dem Hochmuthe, der Trägheit und der Geschmacklosigkeit.) Unter seinen Oelgemälden werden die

Landschaften vorzüglich geschätzt wegen der Perspektive und des Baumschlages.

Man könnte nach dem Allen Budbergen den „Mann der Natur und des Genusses" nennen. Im reinen hohen Sinne umfaßt der Ausdruck ein ehrwürdiges Lob. Aber um jedes Mißverständniß zu beseitigen, werde hinzugesetzt: Er führte die einfachste, pünktlichste Lebensart, und ging in seiner Eintheilung und Benutzung der Zeit bis zur Peinlichkeit. Er nahm sich früher seiner Landwirthschaft, wie später seines Amtes mit Ernste an. Er war — früher als die Mode galt, sich so zu nennen — der thätige, fürsorgende, väterliche Freund seiner Leibeigenen, und pflegte, unter andern, am Sommerfeste des Landes in einer Lotterie Geschenke an Büchern, Geräthschaften und Putzstücken unter sie zu vertheilen. Als bei Lebzeiten seiner Mutter seine Vermögensumstände noch sehr beschränkt waren, verkaufte er seine Gemälde, um den Hülfsbedürftigen reichlicher wohlthun zu können. Er war endlich von einem hohen sittlichen Ernste und von durchaus reinen Sitten. Bezeichnen wir ihn also lieber mit dem unverdächtigern Namen: „Mann von geräuschlosem, aber beneidenswerthem Verdienst und Glück."

Das war auch Herders Ansicht, als er ihm im Jahre 1766, wie es scheint, wo sie sich viel auf einem hiesigen Landsitze (Gravenheide) sahen, in ein Exemplar von seines gewesenen Führers Meinhards „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italiänischen Dichter" folgende Zeilen schrieb:

Genieß, o Freund, die Zeit der schönen Jugend,
Und laß die Muse der Philosophie,
Der Tonkunst und der Poesie,
Und laß Geschmack und Witz und das Gefühl der
Tugend
Und die Religion
Freundinnen Deines Herzens bleiben, und den Lohn
Der Weisheit, Wissenschaft und Tugend,
Die Harmonie der Seelen schöner Jugend,
Zum Nektar Deines Lebens Dir gewähren.
Dann, Freund, was kannst Du dann begehren?
Dann denk' im Taumel solcher Freuden
Auch an den Freund in Deiner schönsten Jugend,
Der, wenn er mit Dir dachte, scherzte, las,
Im Arm der Musen gern die Welt vergaß;
Und noch Dir Deine Zeit und Deine Jugendfreuden
Und Deine Muse selbst — fast mag beneiden.

Die Hauptquelle der historischen Notizen in diesem Aufsatze ist: „Denkmal des Freiherrn von Budberg“ in der ehemaligen revalischen Monathsschrift für Geist und Herz, 3r Band 1787. S. 215 —239, verfaßt von dem obenerwähnten Herrn Oberpastor von Bergmann, der fast zwei Jahre Hauslehrer bei Budbergs ältestem Sohne war, und bis zu seinem Tode einer seiner vertrautesten Freunde. Auch rühren von ihm noch einige mündliche Ergänzungen her.

K. G. Sonntag.

An einen Freund

am Tage seiner ehelichen Verbindung.

Der Tag, den heute Dir Aurore
Aus ihrem frühen Rosenthore
Als holden Genius gesandt,
Der jetzt mit segenreicher Hand
Der Liebe zarte Myrtenkrone
Um Deine Schläfe lächelnd schlingt,
Er hat auch heut in seiner Zelle
Dem ernsten Klausner zugewinkt,
Der hier an Deiner Laren Schwelle
Sein kleines Opfer willig bringt.

Wie könnt' er auch jetzt müßig weilen,
Nicht dieses Festes Fröhlichkeit
Mit Deinen trauten Lieben theilen?
Ihm hat ja sonst die Freundschaft oft
Um seine frühen Jugendstunden

So manche Veilchen unverhofft,
So manchen Blüthenzweig gewunden;
So manche stille Rosenflur,
Die wir einst Arm in Arm durchwallten,
Sie mahnt mich wieder an die alten
Bekannten Wonnen der Natur!
Zwar jenes holde Jugendland
Umhüllt schon nebelgraue Ferne;
Doch, sprich, wer träumte sich nicht gerne
Dahin, wo er die Ruhe fand?
Die Ruhe, die den Hain, die Quelle,
Die Pfade, wo er spielend ging,
Wie eines Göttertempels Schwelle
So andachtsvoll, so groß umfing!

Noch ist Dir jene Mondnacht theuer,
Die bei der stillen Sternenfeier
Ihr Licht auf Tharands Mauern goß,
Noch manchen Abends hohe Weihe,
Wo ruhig, wie des Himmels Bläue,
Des reichen Lebens Quelle floß,
Umtönt von zarten Harmonie'n,
Verherrlicht durch den Götterfrieden,
Den uns die hehren Pieriden
Einst in Salina's Tempe liehn.

Wo, Freund, ist jetzt dieß Glück zu finden,
Wo eine Welt wie die so schön? —
Die reinste Lust, die wir empfinden,
Sie blüht nur auf des Pindus Höh'n!
Ja, im Gewirre der Geschäfte,
Da opfern wir so manche Kräfte,
So köstliche Gefühle auf,
Und sag, was bietet wohl das Leben
In seinem immergleichen Lauf
Dem Menschen? o, was kann es geben,
Wenn es des Geistes Weiterstreben
Und seine Göttlichkeit ihm nimmt?
Wenn die Umgebung ihn verstimmt,
Kann der Gedank' allein beleben:
Du thatest treulich deine Pflicht,
Und nütztest still im stillen Kreise?
Ach, auf der langen Pilgerreise
Befriedigt er das Herz noch nicht!
So fänden wir das Glück denn nimmer,
Und Täuschung wär' der Jugendtraum,
Und auf der Erde weitem Raum
Die Hoffnung nur des Irrlichts Schimmer?
Die große Welt so arm an Freuden,
Daß keine Seligkeit ihr blieb,

Daß ihr ein Gott nur Müh und Leiden
In's ernste Buch der Schickung schrieb?
Doch, nein! nicht diese Strenge übet
An ihrem Liebling die Natur,
Den sie noch auf dem Irrweg liebet,
Für ihn nur schmückt den Hain, die Flur.
Aus paradiesischen Gefilden
Naht eine Göttin schön und jung —
Und neu sieht sich das Leben bilden,
Hold wie der Kindheit Dämmerung.
Sie kränzt nicht Arethusa's Quelle,
Nicht Geßner's Schäferthal allein,
Sie weiht zum Heiligthum die Stelle,
An der sich edle Seelen freun.
Die Liebe macht das Dasein leicht:
Wo ihre zarten Myrten rauschen,
Wo sie die Hand uns tröstend reicht,
Und Freuden sich um Freuden tauschen,
Wo stille Opfer, die das Herz
Dem Herzen bringt, das Glück erhöhen —
Da muß der Mensch sich selbst im Schmerz
Getröstet und veredelt sehen.

Der Tag, den heute Dir Aurore
Aus ihrem frühen Rosenthore

Als holden Genius gesandt,
Er knüpfe segnend dieses Band,
Und fromme Liebe mög' Euch leiten!
Sie kehre heut mit Hymens Reihn
Bei Euch, wie einst vor grauen Zeiten
Bei Baucis und Philemon, ein!

G. T—n.

F e s t g e s a n g

b e i d e r e r s t e n

Jahrhundertfeier der Unterwerfung Riga's

unter den russischen Scepter.

D e n 4. J u l i u s 1 8 1 0.

(R i g a, und mit ihm der größte Theil von Livland, hatten in den fünf ersten Jahrhunderten seit der Entdeckung des Landes durch die Bremer Kaufleute und der Ansiedelung derselben, alle Drangsale innerer und äußerer Unruhen in Krieg, Pest und häufiger Hungersnoth erdulden müssen. Mit dem segnenden 4ten Julius 1710, an dem die Stadt sich P e t e r dem

Großen unterwarf, lehrte Friede und Wohlstand in das erschöpfte Land zurück, und hundert Jahre weilten sie über der ausruhenden, in Reichthum und Sittlichkeit wachsenden Stadt. Bei der mehrere Tage dauernden Feier des Jubiläums sprach der Dank für das geschiedene Jahrhundert, die Hoffnung für das beginnende unter andern auch so:)

Mel. Freude, schöner Götterfunken, ꝛc.

Tönet laut, ihr Jubelchöre,
Zu dem festlichsten Gesang!
Hoch empor zur Himmelssphäre
Schwebe unser frohe Dank!
Aus dem Schutte grauser Trümmer
Stieg des Friedens Tag empor,
Seinem segenreichen Schimmer
Blühte auf des Landes Flor;
Heil des Friedens erstem Tage,
Der aus finstrer Mitternacht
Freundlich Riga's Bürgern lacht,
Segen rufet aus der Klage!

Ueber blutige Ruinen,
Noch gestützt auf's Kriegerschwert,
War der Heldengeist erschienen,
Den der Nachwelt Preis verklärt.
Zu dem grosen Völkerringe
Fügt' er uns mit Siegerhand,
Seines Adlers mächt'ge Schwinge
Ueberschattet Stadt und Land.

> Ihm, der durch des Krieges Toben
> Einst die Väter sich errang,
> Schalle froher Enkel Dank!
> Ihm sei dieses Glas erhoben!

Auf des Stromes reicher Welle
Wehet bunter Wimpel Pracht.
Wie sie strömt, des Segens Quelle!
Wie so froh das Ufer lacht!
In der Düna reinem Spiegel
Glänzen stolze Häuserreih'n,
Ringsum, wo einst öde Hügel,
Kränzt uns üpp'ges Leben ein.

> Heil des Friedens Segensmühe!
> Fröhlich aus dem Moor und Sand
> Schuf er sich ein reiches Land,
> Das zu schöner Frucht erblühe.

In des Hauses stiller Mitte
Blühete in reinem Glanz,
Treu der alten Biedersitte,
Edler Freuden schöner Kranz.
Banger Krankheit Klagen stillen,
Lindern mild der Sorgen Druck,
Nackte Armuth sanft umhüllen,
War des Wohlstands schönster Schmuck.
Blühet, blühet schöne Kronen!
Ihr, der stillen Häuslichkeit
Und des Wohlthuns Lust geweiht!
Mög' euch jeder Sturm verschonen!

Rußlands großen Herrschern Segen,
Die mit fester, milder Hand,
Auf des Friedens eb'nen Wegen
Führten unser Vaterland!
Ihm, der von erhab'nem Throne
Auf uns schaut mit Vaterblick,
Werde stets zum schönsten Lohne
Seiner Völker wachsend Glück!
Ihm dieß Glas! und Dank und Liebe
An des Friedens Hochaltar
Einst noch von der Enkel Schaar!
Ihm dieß Glas und Dank und Liebe!

Von des Stromes Arm umschlungen,
Reich an Edelsinn und That,
Werth des Ruhms, den du errungen,
Blühe fort, o Dünastadt!
In des Handels regem Streben,
In der Künste Frohgefühl,
In dem sittlich-schönen Leben
Wachse bis zum fernsten Ziel!
Weile, weile stiller Friede,
Freundlich über unserm Land'!
Leite es mit sanfter Hand
Unter Rußlands Macht-Aegide!

D. K. L. Grave.

Der Freude ihres Volkes Elisabeth Alexiewna

überreicht

auf dem Saale der Musse in Riga

den 13. Julius 1810.

(Ihre Majestät, die Kaiserin, machten im Sommer 1810 eine Reise nach dem Seebade zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit, und beehrten bei der Durchreise die Gesellschaft auf der Musse auf einem Balle mit Ihrer Gegenwart, wo Ihnen von drei jungen Mädchen dieser Bewillkommungsgruß überreicht wurde:)

Was stille, inn'ge Huldigung Dir weiht,
Was Liebe durch der Unschuld Hand Dir beut,
O nimm es, Fürstin, gütig an!

Des Newaufers Marmorglanz
Und der Palläste stolzen Plan
Zeigt unsrer Düna Woge nicht!
Doch blüht er reich, der treuen Liebe Kranz,
Den Riga seiner Kais'rin flicht.
Es ist das Herz, das zu Dir spricht:
„O würde Dir des alten Beltes Welle
„Hygeens reinste Segensquelle!"

D. K. L. Grave.

Ueber

die Volkslieder der Letten.

Es bleibt immer eine interessante Beschäftigung, den Geist eines Volks in seinen ältesten Dichtungen aufzusuchen. Wir erblicken ihn da treu und wahr in den mannichfaltigsten Verhältnissen, und lernen ihn besser würdigen, als nach unvollständigen und, leider! oft unzuverlässigen Chronikennachrichten. Nur ist es zu bedauern, daß man nicht früher diesen Gegenstand einer Aufmerksamkeit würdigte, und dadurch manche wichtige Quelle für den Geschichtsforscher auf immer versiegen ließ. Umsonst lauschen wir jetzt auf die Stimmen der Druiden, Skalden und Barden; ihre Töne verhallten in der kimmerischen Nacht der Vorwelt.

Und wie konnten auch der Landessprache unkundige Mönche und Prälaten, die außerdem von ei-

nem falschen Religionseifer geleitet, alle Denkmale des Heidenthums zerstörten, für jene Reliquien Interesse haben, die ihnen ein Gräuel sein mußten? Man ließ es sich Jahrhunderte lang nicht träumen, daß selbst die rohen Volksdichtungen noch einigen Werth für die Menschheit haben könnten, ja man hielt es für überflüssig, die Sprache der Landeseinwohner zu studiren, denn es gnügte dem bekehrungssüchtigen Zeitalter schon, wenn die neuen Christen mit dem kirchlichen Ritus bekannt waren. Noch zu Herzog Albrechts Zeiten sah sich in dem benachbarten Preußen der Geistliche genöthigt, zeilenweise die Predigt deutsch herzusagen, welche sodann der Dorfschulze von einer zweiten Kanzel der Gemeine übersetzte.

Der spätern Welt war es vorbehalten, die wenigen alten Ueberreste aufzusuchen, welche die Tradition den langen Weg durch viele Jahrhunderte hinabtrug und in den Gemüthern der Völker bewahrte. Die Gesänge der Skandinavier, Kaledonier und Hindu liegen zum Theil vor uns. Islands Edda enthüllte uns die germanischen Götter; Ossians Geist entstieg, von Macpherson entzaubert, dem langen Grabe; Sakontala wurde von den blühenden Ufern des Ganges nach Europa

verpflanzt. Und welcher Literaturfreund erkennt nicht mit Dank die Bemühungen des unsterblichen Herder, der uns ein Odeum von Völkerstimmen errichtete, und in diesem lieblichen Verein das allgemeine Hinstreben der Menschheit zum Schönen und Guten zeigte. Nicht ganz unverdienstlich möchte es daher sein, auch in unserm Norden jenen Ueberresten weiter nachzuspähen, von denen wir bereits in Herders Volksliedern einige Proben sahen. Die lettischen sind gegenwärtig von dem Herrn Pastor von Bergmann zu Ruien im Originale gesammelt erschienen, und schon die Anzahl dieser Gedichtchen — es sind ihrer 900 — zeugt von dem Reichthum dieses Volks. *) Wie viele andere, und gerade für ihre Mythologie die wichtigsten, mögen uns noch unbekannt sein.

Diese Singes, wie sie in ihrer Landessprache heißen, sind zum Theil uralt, und leben noch jetzt

---

*) Es wird vielleicht den Literaturfreunden angenehm sein, hier den vollständigen Titel des kleinen Werks zu finden. Das erste Heft führt den Titel: Sammlung ächt lettischer Sinngedichte. 1807. (30 Blätter in 8.) Das zweite: Zweite Sammlung lettischer Sinn- oder Stegreifsgedichte. 1808. (72 und 64 S. in 8.)

in dem Munde der Landleute, deren Feste und Arbeiten sie als liebliches Echo aus den Tagen ihrer Väter erheitern. Keine Hochzeit, keine Johannis- und Erntefeier ist bei ihnen unbesungen, ja selbst die weiblichen Geschäfte werden nur unter Gesang betrieben. Diese Nationallieder sind größtentheils in Trochäen abgefaßt, und bestehn, mit wenigen Ausnahmen, aus vier reimlosen Strophen. Die Natur war ihre begeisternde Muse, und sie tragen daher auch ganz den einfachen Charakter derselben; aber so kunstlos sie sind, so haben sie doch, besonders diejenigen, welche die Gefühle der Liebe schildern, alles Zarte und Sanfte, das die Empfindung ihnen geben kann. Die vielen Diminutiven, deren sich diese Sprache gern bedient, geben ihren lyrischen Fragmenten eine ganz eigene Lieblichkeit, und der Verfasser der Lebensläufe nach aufsteigender Linie sagt nicht zuviel, wenn er behauptet, daß die lettische Sprache schon halb Poesie sei. Sie schildern in diesen Dichtungen nur Gegenstände aus ihren Umgebungen; denn Lieder, welche die Thaten ihrer Vorfahren verkündigten, hat man bis jetzt wenigstens nicht aufgefunden. Die Lebensweise der alten Letten läßt auch nicht vermuthen, daß sie welche gehabt haben, so sehr auch manche das Ge-

gentheil behaupten. Es war ein ruhiges Hirtenvolk, und diesem konnte es wohl nie einfallen, ein stilles Leben im Schooße der Natur zu verlassen, um den ungewissen Ruhm in Schlachten und Verheerungen zu suchen. Selbst die furchtbare Unterjochungsperiode, welche die Deutschen am Ende des zwölften Jahrhunderts diesen Völkerschaften herbeiführten, konnte keine bedeutenden Helden und Sänger hervorbringen, denn sie riß mit dem Ungestüm eines wilden Orkans die Widerstrebenden hin. Sie waren indessen nicht feig. Ihre Landesältesten Russin, Thalibald und Waribote schlossen sich mit vielen andern nicht unwürdig an die muthigen Reihen der deutschen Kämpfer, von denen sie Schutz gegen ihre Unterdrücker, die kriegerischen Esthen, erwarteten. Mehrere von ihnen verloren ihr Leben auf dem Schlachtfelde — aber ihr Name ertönt nicht mehr in den Volksgesängen. Gleichwohl finden sich einzelne Bruchstücke, die unverkennbare Spuren des Heidenthums an sich tragen; Lieder, in denen Söhne und Rosse der Götter, Töchter der Sonne, Wald- und Meergöttinnen vorkommen. Ihr Lihgo — ein Ausruf, den sie häufig in ihren Johannisliedern gebrauchen — erinnert unstreitig an einen Freudengott, dem die heidnischen Be-

wohner des Norden zur Zeit des längsten Tages Opfer mit Blumen und Kränzen darbrachten. Ihr Donnergott Pehrkun, ihre Glücksgöttin Laima leben noch in ihrer Sprache. „Der alte Vater pocht" — Pehrkun zürnt," sagt der Lette noch jetzt sprüchwörtlich beim heraufziehenden Gewitter; „Mutter Laima möge es Dir wiedergeben!" ist sein Zuruf, wenn jemand eine verlorne Sache sucht. Die Gestirne sind nach ihren Volksgesängen Töchter der Sonne, die mit dem Monde im ehelichen Bunde lebt; Sonnen- und Mondfinsternisse Plagen, welche böse Dämonen über diese Lichter des Himmels verhängen; das flammende Nordlicht Seelen gefallener Krieger, die in den Lüften kämpfen. „Am Abende," sagt eins ihrer lyrischen Fragmente, „senkt sich die Sonne in's Meer zum süßen Schlummer, und ruht dort auf der Spitze des goldnen Schilfs." Nach Osten verlegte ihre Phantasie ein reizendes Fabelland mit goldenen und diamantenen Rossen — Austruma femme *) —; von ihrem prophetischen Vogel, der

*) Welchem Kenner der nordischen Geschichte fällt hier nicht das Austurland der alten Normänner ein, die das westliche Rußland bis zur Ostsee mit diesem Na-

Weise, erwarteten sie Kunde ihres künftigen Schicksals; die Zahl neun war ihnen geheimnißvoll und heilig. So tief prägt sich der alte Glaube eines Volks in Sprache und Lied, daß sechshundert Jahre ihn nicht aus denselben haben tilgen können. Aber sie sind mit diesen Gesängen sehr geheimnißvoll. Tief im Dunkel der Haine, wo die Natur feierlicher wird, und Quellen dem wilden Fels entströmen, da erhebt sich noch jetzt zuweilen ihr Gebet zu den alten Göttern, da bringen sie ihnen in aller Stille Opfer. Man überrascht sie zuweilen in dieser Einsamkeit, und ich erinnere mich einst in der Jugend unbemerkt einen solchen Gesang gehört zu haben, der mir aber damals mancher unbekannten Ausdrücke wegen unverständlich war.

---

men belegten. Ueberhaupt scheint dieser Mythus der Letten anzudeuten, daß sie ihren Wohnsitz ursprünglich viel weiter nach Osten hatten. Auch bestätigen es die ältesten Nachrichten, denn noch ums Jahr 1200 fand man von der Newa bis zur Düna hinab Esthen, ja selbst die seefahrenden Kuren gehörten zu diesem Volke; so daß also die Letten tiefer im Lande (im jetzigen wendenschen Kreise bis nach Dorpat hinauf) zwischen den Esthen und Russen wohnten. Daher vielleicht die lettische Benennung Livlands: Widsemme von Widdu semme — Mittelland.

Von andrer Art sind die Lieder, welche sie extemporiren. Diese sind mehrentheils satyrisch, und man muß in ihnen oft die Leichtigkeit bewundern, mit der sie die Schwächen Anderer auffassen und durchziehen. Nicht nur einzelne Personen, selbst ganze Distrikte, sind der Gegenstand ihres Spottes, und es entsteht oft ein Wettstreit unter ihnen, wer es dem Andern an sarkastischen Einfällen zuvor thun könne. Alle ihre Volkspoesieen werden gesungen. Ein neuer Beweis, daß die ersten dichterischen Versuche von der Musik unzertrennlich waren. Die meisten ihrer Melodieen sind roh und monotonisch; doch giebt es einige, die in der That angenehm klingen, und keine Vergleichung mit der Landmusik südlicher Völker scheuen dürfen. Gewöhnlich singt Jemand aus der Gesellschaft einen Vers vor, der sogleich von den Uebrigen wiederholt wird, oder auch einige Mädchen singen den Text, indeß die Andern Einen Ton fortdauernd aushalten, wodurch gewissermaßen eine Art von Baß entsteht. Ueberhaupt zeigen die Mädchen bei den Letten eine entschiedene Vorliebe für den Gesang. Ihre minder drückenden Beschäftigungen haben ihnen nicht den leichten, frohen Sinn geraubt, der den Menschen beleben muß, wenn er den Musen huldigen

will. Oft hörte ich mit Vergnügen diese lebendigen Reste des Alterthums, die, so rauh auch ihre Töne waren, mir immer unwillkührlich jene heitere Welt in's Gedächtniß riefen, in der einst die Schöpfer dieser Lieder lebten. Die Erinnerung an jene Zeit ist rührend, wie die Andacht des Pilgers am heiligen Grabe.

Die Leser der Livona werden es vielleicht nicht ungern sehen, wenn ich ihnen aus der oben genannten Sammlung lettischer Sinn- und Stegreifgedichte einige als Nachtrag zu denen mittheile, die uns der verewigte Herder gab. Sie sind mit Beibehaltung des Versmaaßes fast wörtlich übersetzt; nur muß ich's bedauern, daß es mir unmöglich war, der Uebersetzung das Naive mitzutheilen, das so schön aus den Originalen spricht.

Mögen sie immerhin den Bruchstücken der frühern griechischen Volkspoesie nachstehen, und sich zu diesen wie die bescheidene Feldblume zur duftenden Rose verhalten; sie bleiben uns doch als treue Gemälde der Denkweise eines Volks schätzbar, und weben lieblich, wie der Epheu, der verschönernd sich um die Trümmer einer alten Ritterburg schlingt, einen blühenden Kranz um die Geschichte der Vorzeit.

I.

Mond nahm einst der Sonne Tochter,
Pehrkun ritt im Brautgefolge,
Ritt zur Pforte ein;
Schlug die goldne Eiche nieder,
Und besprützt mein braunes Kleid
Mit dem Blut der Eiche.
Schon drei Jahre sucht die Aeste
Thränenvoll der Sonne Tochter —
Sag' Marie, meine Liebe!
Wo soll ich es waschen?
Wasch' es, Jüngling, in dem Bach,
Wo neun Ströme fließen.
Sag' Marie, meine Liebe!
Wo soll ich es trocknen?
Trockn' es, Jüngling, in dem Garten,
Wo neun Rosen blühen.
Sag' Marie, meine Liebe!
Wo soll ich es rollen?
Roll' es, Jüngling, mit der Rolle,
Wo neun Menschen rollen.
Sag' Marie, meine Liebe!

Wo soll ich's bewahren?
Birg es, Jüngling, in der Lade,
Wo neun Schlösser sind.
Sag' Marie, meine Liebe!
Wann soll ich es tragen?
Trag' es, Jüngling an dem Tage,
Wo neun Sonnen glänzen.

II.

Zähl' die Töchter, Mütterchen!
Sind sie alle in der Kammer?
Alle deine Töchterchen?
Nur die jüngste ist nicht da!
Denn die jüngste eilte fort,
An des Baches Ufern weinend
Streifte sie des Faulbaums Blüthen,
Und verlor den Ring, den goldnen.
Sucht den Ring, und stürzte plötzlich
Selbst, ach! in den Bach hinein.
Doch der Bach barg sie nicht lange,
Trieb sie in die Aa hinein;
Auch die Aa barg sie nicht lange,
Trug sie zu dem Meere heim;

Auch das Meer barg sie nicht lange,
Warf sie an den öden Strand.
Dort wuchs sie zur holden Linde
Mit neun schönen Aesten auf.
Eine Harfe schnitzt' mein Bruder
Aus dem neunten Aste sich,
Sprach, die holden Saiten rührend:
Lieblich ist der Harfe Ton!
Weinend rief die alte Mutter:
„So sang meine jüngste Tochter!"

III.

Lieblich, lieblich sang die Meise,
In der Stube war mein Bruder.
Sehe, Schwesterchen, und höre,
Welch ein Lied die Meise singt.
Ach, die Meise singt ein Lied:
Bruder, du mußt in den Krieg.
Gehe, Schwester, in den Garten,
Kränze deines Bruders Hut.
Singend kränzte ich ihn nun,
Weinend gab ich das Geleite.
Weine nicht

Meine Schwester!
Wohl werd' ich dich wiedersehen;
Kehr' ich aber selbst nicht wieder,
Kehrt mein Füllen doch zurück.
Dann kannst du das Füllen fragen:
Wo sein Reiter ist geblieben?
Dort der Reiter ist geblieben,
Wo das Blut in Strömen rinnt,
Aus Gebein man Brücken baut,
Unterm Schwert der Zaun sich neigt
Mit neun Aesten.
Ich sah dort dein Brüderchen
In dem Schlachtgetümmel wogen,
Fünf der Sträußchen an dem Hut,
An des Schwertes Heft das sechste.
Dort ruhn Männer wie die Eichen,
Blutig ihre Brust, ihr Schwert.

Fragmente lettischer Lieder.

Mit bekränztem Kahne rudre
Ich entgegen der Geliebten,
Damit meine Huldin komme,
Blühend wie die holde Blume. *)

❦

Eile, Vögelchen, zum Rande
Jenes Forsts mit einem Briefe,
Bringe meinem Mütterchen
Tausend holde Grüsse!

❦

Süß, süß ist das Heidelbeerchen,
Süßer noch das Erdbeerchen,

---

*) In dem Originale der Sammlung heißt es in der ersten Zeile: „Mit einer Blume rudre ich dem Kahn entgegen." Mir schien die Variante, die in der Gegend von Treiden zu Hause ist, poetischer.

Lieb, lieb mir mein Schwesterchen,
Lieber meines Volkes Mädchen.

❧

O mein Hänschen, Göttersöhnchen!
Was bringst du im Wagen mit?
Lihgo! Lihgo!
Für die Mädchen goldne Kronen,
Für die Bursche Mardermützen.
Lihgo! Lihgo!

❧

Junge Bursche, junge Mädchen,
Lebt in allen Ehren!
Gold und Silber könnt ihr wohl,
Ehre nimmer, wieder haben.

❧

Einst zerhieb den Mond die Sonne
Mit dem scharfen Schwerte.
Warum stahl dem Morgensterne
Er die angetraute Huldin?

❦

Ehmals waren schöne Zeiten,
Als ich Ziegenhirt noch war,
Milch nur aß, und Milch nur trank,
Und mit Milch die Wangen wusch.
Bei dem Wolf war da die Ziege,
Ich beim Mädchen im Gebüsche.

❦

Schon oben ist von ihren satyrischen Liedern die Rede gewesen. Hier einige Beispiele. Die Deutschen sind zwar vorzüglich das Ziel ihres Spottes, aber auch Personen ihrer Nation bleiben nicht verschont, sobald sich eine Veranlassung darbietet. So ziehn in dem ersten der folgenden Fragmente die Hofsarbeiter ihren Auffseher durch, der in Kurland Waggar heißt, und ein Lette ist. Die leichte Anspielung auf das weiße Stöckchen zeigt, daß sie wohl Ursache dazu haben mögen. Nicht minder bitter ist das zweite, wo ein Mädchen sich an einem jungen Menschen rächt, der ihren Vater beleidigt hatte, so wie in dem darauf folgenden sarkastisch genug die nachlässige Hausfrau geschildert wird:

Sag, was glänzt, was schimmert dort
Fern an jenem Rand der Flur?
Ach, es ist des Waggars Seelchen
Auf des weißen Stöckchens Spitze.

Mit dem Hinterfuße
Schlug ein Häschen meinen Vater.
Ach! ich hätt' ihn gern gerettet,
Nur — vor Lachen konnt' ich's nicht.

Wer besitzt ein solches Liebchen,
Wie mein Brüderchen?
Seine Schüsseln wäscht die Hündin,
Ziegen blatten seinen Kohl.

Kurländer sind träge Bursche,
Schleichen im Gebüsch umher.
Livländer die schossen Vögel,

Schießen einen Kurländer,
Ihn für einen Raben haltend.

❦

So viel zur Probe aus jener Sammlung. Die naive Erklärung von der Entstehung der Mondsviertel, welche eins dieser Stücke der Eifersucht der Sonne zuschreibt, die Verbindung des Mondes mit einer Sonnentochter, so wie manche andere mythologische Anspielungen in diesen Beispielen zeigen deutlich genug, daß sie zum Theil aus früher Heidenzeit stammen. „Aber" wird vielleicht der Geschichtskundige fragen, „wenn diese Lieder wirklich uralt sind, wie kommen denn wohl neuere Benennungen, wie Brief (Grahmata) und Harfe (Kohkle) hieher? Wie konnten die alten Letten schon mit der Schreibkunst bekannt sein, da doch Henneberger selbst von den heidnischen Preußen anführt, sie hätten die Fremdlinge, welche lesen und schreiben konnten, für Götter gehalten? Und doch waren diese schon lange mit den gebildetern Germanen im Handelsverkehr; um wieviel weniger also läßt sich eine solche Kenntniß bei den entferntern Letten vermuthen?" — Die Richtig-

keit dieses Einwurfs bestreiten, hieße gegen das Zeugniß der Geschichte urtheilen, obgleich die der Runenschrift ähnlichen Zeichen in dem Kalender der Landleute auf der Insel Oesel, den man beim H u p e l findet, leicht die Muthmaßung veranlassen könnte, daß schon vor Ankunft der Deutschen eine Art von Schrift in diesen Gegenden im Gebrauch gewesen sei. Indessen kann unbeschadet der Behauptung: die Letten kannten vor der Entdeckung Livlands die Schreibkunst nicht, dennoch das hohe Alterthum dieser Lieder bestehen. Wer weiß es denn nicht, wie sehr die Tradition Veränderungen unterworfen ist, und so mögen denn in die alten Fragmente neuere Ausdrücke gekommen sein, welche man erst durch die Bekanntschaft mit den Eingewanderten erhielt. Ob dieses Volk übrigens schon in jenen Zeiten musikalische Instrumente gehabt habe, wissen wir nicht; aber vermuthen läßt es sich doch. Trifft man ja selbst bei den rohsten Völkern eine Art von Instrumentalmusik an, und warum sollten wir nicht bei den für Gesang so empfänglichen Letten dergleichen annehmen, die doch damals schon ungleich höher standen, als noch jetzt die Bewohner des nordöstlichen Asiens und vieler Südseeinseln. Der Ausdruck K o h k l e (von K o h k s,

Holz, Baum) womit sie gegenwärtig eine Harfe bezeichnen, deutet unstreitig auf ein aus Holz geschnitztes Instrument; ob es gerade mit unserer Harfe oder mit einer asiatischen Balalaike Aehnlichkeit hatte? ja, wer möchte dieß nach einem halben Jahrtausend bestimmen können!

G. T—n.

Der Traum.

„Im Wort der Nachwelt einst zu leben,“
Das hofft' ich stets mit stolzem Sinn,
Und gestern zog mein kühnes Streben
Noch spät an's Schreibepult mich hin.
Da lud ich freundlich alle Musen
Und auch den frohen Liber ein,
Denn Freude sollt' in meinem Busen,
Begeist'rung auf der Stirne sein.

Welch böser Geist hat mich besessen,
Daß ich Cupido'n ganz vergaß,
Der mir doch reichlich zugemessen,
Wenn ich bei seinem Feste saß.
Das hat den kleinen Schelm verdrossen,
Wohl kränkt' ich seine Eitelkeit,
Doch spielt' er mir zu arge Possen,
Fürwahr, er trieb den Scherz zu weit.

Begeisternd weihten die Kastalen
Mein Bodenstübchen zum Parnaß,
Und halfen mir den Titel malen,
Und Aganippe quoll im Glas.
Da hat der Schalk — ich möchte rasen! —
Den Tölpel Boreas geschickt,
Mein stilles Lämpchen auszublasen,
Und drüber bin ich eingenickt.

Doch statt der lieblichen Hetären,
Die träumend ich schon oft umschlang,
Sah ich drei runzlichte Megären —
Mir ward vor solcher Liebe bang!
Es fehlte nichts als Scheer' und Spindel,
So stellten sie die Parzen vor.
Was Wunder, wenn bei dem Gesindel
Ich Lieb' und Liebeslust verlor?

Und als nun gar die alten Leichen
Mit wilden Küssen mich umfah'n,
Antwort' ich mit gewalt'gen Streichen:
Hier fliegt ein Auge, dort ein Zahn.
Doch, wehe! alles was ich raubte,
Erwuchs von neuem blitzgeschwind.
Nun sah ich, was ich nimmer glaubte,
Daß Weiber unzerstörbar sind.

Der Himmel weiß, wie's noch geendet,
Schon sank der Muth, schon wich die Kraft —
Wenn nicht, vom Morgenstrahl geblendet,
Mein Auge sich dem Schlaf entrafft.
Ihr Dichter weiht euch euren Trieben,
Doch opfert Amorn auch sein Maaß;
Sonst müßt ihr solche Weiber lieben,
Und was ist schrecklicher als das?

August v. Weyrauch.

Am Dünaufer.

1796.

Es wallt des Stromes Spiegelfluth,
Die Sterne tauchen nieder,
Und heben wie aus Purpurgluth
Sich zauberischer wieder,
Und wunderbar und feierlich
Umarmen Erd' und Himmel sich.

Die schöne Landschaft malt sich aus,
Es schwellen Weidenhügel,
Und zwischen ragt ein Fischerhaus
Und graue Mühlenflügel,
Das Schiff mit dunkelm Segel wallt
Daher vom fernen Mastenwald.

Am Ufer sammeln nachbarlich
Auf kleinen Ruheplätzen
In'Gruppen frohe Menschen sich
Zu traulichen Geschwätzen;
Und jeder theilet mit der Flur
Den Abendfrieden der Natur.

Was hebt des stillen Wandrers Brust?
Was starrt er in die Wogen?
Hat Sehnsucht, hat des Schauens Lust
Ihn einsam fortgezogen?
Was macht es, daß sein Auge weint?
Was schließt ihn enger an den Freund?

Das Lüftchen der Erinnerung
Weht säuselnd durch die Bäume,
Und vor ihm wallt in Dämmerung
Das Heer verlorner Träume.
Natur! mit deiner ew'gen Kraft
Vergleicht er seine Wanderschaft.

Es gehn die Sonnen immer auf,
Die Fluth verwallet nimmer;
Doch, ach! nach kurzer Tage Lauf
Flieht Jugendlebens Schimmer,
Und dem getrübten Kummerblick
Kehrt Frühlingsklarheit nie zurück.

Es wallt die Fluth in reger Bahn
Zum großen Oceane,
Es schließet Tropf' an Tropfen an,
Und strömt zu Einem Plane;
Doch, Jüngling! deine Plane sind
Zerronnen, wie ein Traum zerrinnt.

Umsonst fliegt deines Geistes Flug
Hin über Meer und Wellen,
Und spähst umsonst nach süßem Trug,
Dein Daseín zu erhellen:
Dein Geist verlor die lichte Bahn
Zu der Vollendung Ocean.

Doch ist es süß, sich der Natur
Sich an den Busen schmiegen,
Und durch die stille Abendflur
Auf Sehnsuchtsfittig fliegen;
Doch tauscht man nicht dieß Schmerzgefühl
Für aller Freuden Puppenspiel.

Komm, Freund der Schwermuth, setze dich
Zu mir im Vordergrunde;
Komm, unsre Seelen kennen sich,
Zur stillen Feierstunde.
Viel, viel ward uns versagt — doch, sieh!
Es blühet Trost in Sympathie.

O, sieh! wie wallt die stille Fluth
Die Fernen tauchen nieder,
Sie heben aus der Purpurfluth
Sich zauberischer wieder.
Komm! — Strom und Luft umarmen sich,
Doch, Freund, nicht so wie du und ich!

Karl Graß.

An eine junge Freundin
auf ein blaues Stammbuchblatt.

Himmelblau, wie dieß Papier,
Sei Dein Lebensmorgen Dir,
Daß es auch sein Mittag bliebe,
Dafür sorgte Mutterliebe,
Und mit Freundes Herzlichkeit
Sei von allen Wünschen einer,
Holde! scheidend Dir geweiht:
Den ich meine, oder Keiner
Gebe einst Dir das Geleit
Zu der Liebe Seligkeit.

G. C.

Schilderungen

und

Züge aus der nordischen Vorzeit.



1.

Lebensweise der Aestier zu den Zeiten Alfreds, Königs der Angelsachsen.

Welchem Geschichtsfreunde sind nicht die alten Bewohner des Bernsteinlandes, die Aestier des Tacitus bekannt? Eine Schilderung ihrer Lebensweise aus dem Zeitalter Alfreds des Großen *)

---

*) Dieser Fürst, den die Geschichte nicht nur als den Besieger der Normänner, sondern auch als vertrauten Freund der Wissenschaften nennt, blühte vom Jahr 871—901. Die Erdkunde ist ihm besonders vielen Dank schuldig, daß er die Hormesta des Orosius ins Angelsächsische übertrug und mit seinen eigenen Reisebemerkungen, so wie mit den Berichten zweier Normänner, Ohthers und Wulfstans, vermehrte. Die Relationen der letztern sind für die Geographie der slavischen Länder klassisch, und bestätigen's, daß die

wird hier nicht am unrechten Orte stehn. Waren sie ja doch mit den Letten von Einem Völkerstamme! — Wulfstan erzählt beim Alfred:

„Das Estland ist sehr groß, und es ist darin manche Stadt, und in jeder Stadt ein König, und es befindet sich darin sehr viel Honig und sehr viel Fisch. Der König aber und die reichsten Leute trinken Stutenmilch. Die Armen und Sklaven aber trinken Meth. Es ist aber viel Zwist zwischen ihnen. Es wird kein Aehle gebraut unter den Esten, denn es ist Meth genug in dem Lande."

„Es ist unter den Estum ein Gebrauch, daß wenn ein Mann stirbt, er zu Hause unter seinen Magen (Verwandten) und Freunden unverbrannt liegt einen Monath, zuweilen auch zwei. Die Könige aber und die hochgeachteten Männer, liegen desto länger, je nachdem sie ein groß Vermögen haben, zuweilen ein halb Jahr, bevor sie verbrannt werden. Sie liegen aber über der Erde in ihren Häusern, und alle die weile, daß die

---

Raubzüge der Normannen keinen geringen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde gegeben haben. Die Uebersetzung ist von Reinhold Forstern mit wörtlicher Treue.

Leiche drinnen lieget, muß ein Getrinke und Spiele sein, bis zu dem Tage, daß sie ihn verbrennen. Den Tag aber, an welchem sie ihn zu dem Scheiterhaufen zu tragen willens sind, denn zertheilen sie seine Habe, welche noch übrig ist, nach dem Getrinke und dem Spielen, in fünf oder sechs, zuweilen auch mehr (Theile) je nachdem es die Habe erlaubt. Man legt sie denn nach jeder Meileweges, den größten Theil von der Stadt, denn den zweeten, drauf den dritten, bis sie es alles auf jede Meileweges aus einander geleget, und es muß der kleinste Theil nächst der Stadt gelegt werden, in welcher der todte Mann liegt."

„Es versammeln sich denn alle die Männer, die die schnellsten Pferde haben in dem Lande, einen Weg von fünf oder sechs Meilen von der Habe. Drauf rennen sie alle nach der Habe. Drauf kommt der Mann, der das schnellste Pferd hat, zu dem ersten Theile und zu dem meisten, und ein jeder zu dem nächsten, bis es alles genommen ist; und der nimmt den mindsten Theil, der zunächst der Stadt ist, der zu der Habe gerennt ist. Drauf reitet ein jeder seines Weges, mit der Habe, und behält sie alle: daher sind die schnellen Pferde dorten ungewöhnlich theuer. Nachdem sein Vermögen auf die

Art alle ist verschwendet worden, denn trägt man den Todten aus, und verbrennt ihn mit seinen Waffen und Kleidern: und beinahe alle sein Vermögen wird verschwendet, mit dem langen Liegen des todten Mannes drinnen, und mit dem bei dem Wege ausgelegten, das die Fremden errennen und nehmen."

„Es ist auch bei den Esthen Gewohnheit, daß ein jeder todter Mann verbrannt werde, und wenn irgend ein Mann ein Bein findet, das unverbrannt ist, so erregt es einen grosen Zwist."

„Es haben die Esthen ein Vermögen, daß sie Kälte können bewirken; daher liegen die todten Leute so lange, und faulen nicht, weil man solche Kälte an ihnen bewirket; und setzte jemand zwei Fäßchen voll Aehles oder Wassers hin, machen sie, daß beide überfrieren, es sei Sommer oder Winter."

So weit der alte Geograph. Vergleicht man seine Schilderung mit dem Zustande, in dem die deutschen Ritter drei Jahrhunderte später die Preußen antrafen, so wird man ihn mit jener Nachricht sehr übereinstimmend finden. Sie hatten schon Städte, die von Oberhäuptern regiert wurden, welche unser Verfasser Könige nennt; sie kannten schon die Reiterei; ihr Lieblingsgetränk war ge-

gorne Pferdemilch und Meth; sie verbrannten ihre Todten unter feierlichen Ceremonien. Uebrigens bedarf es hier wohl kaum der Erinnerung, daß unter jenen Aestiern, die in diesem Fragment Esthen heißen, nicht die Bewohner des jetzigen Esthlands zu verstehn sind.

Wunderbar scheint beim ersten Anblick die Erzählung von der Kunst, welche die Aestier besaßen, im Sommer eine Kälte hervorzubringen, die jeder Fäulniß widersteht. Dieß Geheimniß wird indessen sehr leicht erklärlich, wenn man mit Forstern annimmt, daß es durch — gute Eiskeller bewirkt wurde.

2.

Seeräubereien der Esthen.

„Gieb mir ein Schiff und Leute,“ sagt ein Isländer in der Sage Samsons des Schönen, „ich will hinausreisen, mich nach den Sitten fremder Herren erkundigen und sehen, ob ich nicht dadurch Ehre und Vermögen erringe, damit ich nicht zu Hause sitze, wie ein Mädchen, das auf Freier wartet.“ Dieselben Gesinnungen beseelten im Mittelalter auch die übrigen Küstenbewohner von Nordeuropa, bei denen Seeräuberei ein ehrenvolles Gewerbe war. Hier fand der Muth des kühnen Barbaren ein weites Feld zu glänzenden Thaten; seine Habsucht Güter, die er umsonst in der unwirthbaren Heimath suchte. Indeß aber der kühne Normann Schrecken und Verwüstung in Apulien, Gallien und Britannien verbreitete und mächtigen Staaten Geldsummen und Provinzen abzwang, schwärm=

ten auf der Ostsee die leichten Barken der Finnen und Esthen plündernd umher. Mehr als einmahl haben sich diese dem benachbarten Skandien furchtbar gemacht. Sie fochten bald als Bundesgenossen der Schweden und Dänen in ihren Kriegen, mußten aber auch bald, von diesen unterjocht, Tribut zahlen, den sie jedoch, wenn der gebietende Feind sich entfernte, nicht weiter entrichteten, ja zuweilen durch Plünderung seiner Küsten reichlich wieder erhielten. Die nordische Geschichte bietet uns vom achten bis zum zwölften Jahrhunderte eine Menge solcher Eroberungs- und Verheerungszüge dar. Durch sie fielen mehrere Städte, unter andern das reiche Sigtuna in Schweden, welches Esthen und Russen im J. 1183 zerstörten; aber auch durch sie wurde manche neue Stadt gegründet, und der arktische Theil Europa's bekannter. Am furchtbarsten unter allen finnischen Stämmen waren die Oeseler und seefahrenden Kuren. Die Schilderungen, welche die ältesten nordischen Chronisten von ihnen entwerfen, zeigen uns in ihnen ein sehr barbarisches Volk. „Die Kuren" sagt Adam von Bremen, „sind äußerst wild, und stehen in dem Rufe großer Zauberer. Entfernte Völker sogar kommen zu ihnen, Orakelsprüche suchend." Der nemliche erzählt von

den Esthen, daß sie Drachen und Vögel verehren, und den erstern wohlgestalte, fehlerfreie Menschen opfern, die sie von den Kaufleuten erhandeln. Hat der Annalist sein Bild treu gezeichnet, so muß man gestehen, daß diese Völkerschaften damals noch in der tiefsten Rohheit lebten; aber man weiß auch, wie wenig selbst dem unverdächtigsten Chronisten in jenen Zeiten zu trauen ist, wenn er auf entfernte Gegenden kommt, wo er selten mehr als die Sage zur Führerin hat. Durchweg schimmert indessen in allen Nachrichten ihr männlich-kriegerischer Geist, ihre Festigkeit und Schlauheit hervor. Saxo Grammatikus, der freilich oft die Geschichte als Halbroman behandelt, erzählt uns von ihren Seezügen, ja er führt sogar einen esthnischen Helden, Starkotter auf, der vom Oden begünstigt, drei Menschenalter hindurch die Bewunderung der arktischen Welt auf sich zog. Bestimmter noch spricht für ihren energischen Charakter die muthige Vertheidigung gegen die Deutschen ein halbes Jahrhundert hindurch, ihre häufigen Empörungen auch da noch, als der Heldensinn sich schon unter Strömen von Blut vor der geübtern Taktik beugen mußte. Für solche Gemüther war denn auch das ruhige Leben in der Heimath nicht. Ihr Wohnsitz am Meere schuf sie zu

guten Seeleuten, und zeigte ihnen reichen Gewinn im Handel und Raube. Die alten Nachrichten sagen, daß sie ihn auch auf Menschen ausdehnten, die sie an andere Seefahrer, besonders aber an die Russen zu Novogorod verkauften. Selbst die vornehmsten Gefangenen mußten dieses Schicksal über sich ergehn lassen. Dieß erfuhr der nachherige König von Norwegen, Olaf Trygguesson, und seine Mutter Astrid. Diese wollte sich einst aus Schweden zu ihrem Bruder Sigurd nach Holmgard (Novogorod) begeben, weil sie sich an dem bisherigen Aufenthalt vor den Nachstellungen ihrer Feinde nicht sicher glaubte. Auf der Seereise wurde sie von esthnischen Korsaren gefangen genommen, und blieb mehrere Jahre in der Sklaverei, bis endlich ein vornehmer Normanne sie loskaufte und heirathete. Ihr Prinz, Olaf, wurde sogar dreimahl in Esthland verkauft; und zwar das erstemahl für ein Stück Tuch (Wadmal) das zweitemahl für eine Ziege, und endlich für eine Summe Geldes. Das letztemahl lösete ihn sein Onkel, Sigurd, aus, der nach Esthland gekommen war, um den Tribut für den König Waldemar einzufordern.

3.

Leichenbegängniß des Großfürsten von Litthauen, Suintorog.

Herangenahet war das Ende des alten Suintorog, und man bereitete sich, das Leichenbegängniß nach Vätersitte zu vollziehen. Da wo die Wilna sich zwischen anmuthigen Hügeln und Fichtenwäldern in die Wilia stürzt, hatte er einst selbst auf der Jagd eine schöne Gegend zum Begräbnißort für sich gewählt. Sein Nachfolger Gjermond vollzog den väterlichen Willen. Der Wald wurde niedergehauen, und nur ein Hain, dem Donnergotte Pehrkun heilig, blieb stehen. Priester mußten in demselben ein immerwährendes Feuer unterhalten, mit der strengen Verwarnung, lebendig verbrannt zu werden, wenn sie es ausgehen ließen. Nach diesem Orte — Suintoroha, die heilige Ebene hieß er — brachte man den Verstorbenen.

Der Leichnam wurde auf einen Scheiterhaufen gelegt, neben ihn seine Waffen. Unter dem Gerüste befanden sich seine Falken, Jagdhunde, sein Pferd und Lieblingssklave, die als geweihte Todesopfer ihren Herrn in die andere Welt begleiten sollten. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Holzstoß angezündet, und als nun die Flamme hoch emporschlug, erhoben die Umstehenden ein wildes Klaggeschrei, und warfen Bärenklauen in's Feuer, „damit," wie die alte Nachricht sagt, „der Verstorbene den Berg leichter erklimmen könne, auf dem das jüngste Gericht gehalten werden soll."

4.

Eheliche Liebe der Damen im alten Litthauen.

Die eheliche Liebe in unsern hochkultivirten Zeiten fast so verrufen, daß der Misogyn sie leicht für eine schöne Dichtung halten könnte, scheint bei den alten Bewohnern Litthauens in einer Achtung gestanden zu haben, die man jetzt schwerlich in einem so hohen Grade irgendwo antreffen möchte.

Der litthauische Heerführer, Swelgate, zog im Winter 1204 an der Spitze von 2000 Mann die Düna hinab, um einen Raubzug nach Esthland zu machen. Vor den Thoren von Riga wurde er mit einigen Volksältesten von den Bürgern mit Meth bewirthet. Sie ließen sich ihn wohlschmecken, und schieden unter freundschaftlichen Versicherungen. Aber Swelgate hielt diese Aufnahme von der neuen Kolonie für einen Beweis der Furcht. Kaum hatte

er die Seinigen wieder erreicht, als er frohlockend ausrief: „Saht ihr nicht, wie den Deutschen die Hände zitterten, als sie uns den Meth reichten? Besorgniß vor unsrer Anzahl ist es, was sie so zaghaft macht. Wir wollen ihre Stadt bei unsrer Heimkehr zerstören!" Nachdem er aus Esthland mit reicher Beute zurückgekommen war, traf der siegestrunkene Räuber auch wirklich Anstalten, Riga unvermuthet zu überfallen. Allein der Aelteste der Semgallen, Westhard, verrieth diesen Plan, und stieß mit seinen Untergebenen zu der kleinen Schaar der Kreuzfahrer. Bei Uexküll begegneten sie dem Feinde. Die vielen gefangenen Esthen, die er mit sich führte, machten in der Ferne seine Anzahl größer, als sie wirklich war. Schon zogen sich die Semgallen aus Furcht vor der Uebermacht zurück, als Ritter Konrad von Meindorp mit seinem gepanzerten Rosse und den Pilgern unter die Litthauer sprengte, und sie in Verwirrung brachte. Jetzt kehrten auch die Semgallen in's Gefecht, und das Blutbad war fürchterlich. Mehr als 1200 Litthauer, unter ihnen ihr Anführer, bedeckten das Schlachtfeld. Noch tragischer war der letzte Auftritt dieses blutigen Schauspiels in Litthauen selbst. Denn kaum war dort die Nachricht von dieser Niederlage

erschollen, als allgemeine Trauer die ganze Gegend erfüllte. Verzweiflung ergriff die Weiber der gebliebenen Männer, sie nahmen sich selbst das Leben, um nur wieder mit ihren Gatten vereinigt zu werden. Die Annalen erzählen, daß allein in einem Dorfe sich über funfzig Weiber an den Bäumen aufgehängt hatten.

5.

Macht der Musik.

Nicht blos der glücklichere Süden hat seine Orpheus und Tyrtäen, die durch den Zauber des Gesanges Barbaren entwilderten, und sieggewohnten Feinden den Lorbeer entrissen; auch unser Norden kann einen Zug aufstellen, der die Allgewalt der Töne bestätigt.

Als im Jahre 1207 Deutsche und Letten die Burg der widerspenstigen Esthen, Odempä, verbrannt hatten, suchten sich diese dafür durch die Belagerung der lettischen Veste, Beverin, zu rächen. Die tapfere Gegenwehr, welche die deutschen Pilger und Letten den Stürmenden entgegensetzten, schreckten den muthigen Feind nicht ab, und sie wären unvermeidlich in die Hände der Belagerer gefallen, hätte nicht der Einfall ihres Priesters sie gerettet. Während des Gefechts eilt er mit einem musikalischen Instrument auf die Mauer der Burg, und stimmt ein Loblied an. Die nie gehörten Töne rühren die staunenden Barbaren; sie lassen vom Kampfe ab, und schon nahe am Ziele ihrer Wünsche unterhandeln sie, und ziehen davon.

6.

Verschiedene Methoden im Mittelalter, das Christenthum zu verbreiten.

In Pohlen und Böhmen zog man im Mittelalter den Leuten, die zur Fastenzeit Fleisch gegessen hatten, zur Strafe einige Zähne aus, und machte ihnen für jedes Kirchenversäumniß den Zorn des Himmels durch — Peitschenhiebe fühlbar; auf der Insel Rügen trieben christliche Priester die von Durst gequälten Heiden in's Wasser, und sie waren — getauft; in Riga gab man den Liven ums Jahr 1204 Belehrung über Religion in — einem Schauspiele.

Diese dramatische Vorstellung — nach Heinrichs Zeugniß ein wohlgeordnetes Prophetenspiel — wurde auf freiem Markte gegeben. Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung scheint man in diesem Drama eben nicht berücksich-

tigt zu haben, denn es enthielt nichts weniger als einen Auszug aus der ganzen Geschichte des alten und neuen Testaments. Die Kriege Gideons, Davids, Herodes wurden nach der Reihe dargestellt. Dollmetscher mußten den anwesenden Letten und Liven den (wahrscheinlich lateinischen) Dialog erklären. Es ging eine Zeitlang recht gut; als aber Gideon mit seinen Israeliten auf die verhaßten Philister eindrang und mit aller Wuth eines Theaterhelden auf sie einhieb — da glaubten die Liven, nun käme die Reihe auch an sie, und liefen davon. Nur nach vielen mühsamen Erörterungen konnte man ihnen den Irrthum benehmen, und sie dahin bringen, das Schauspiel bis zu Ende abzuwarten.

7.

Der heilige Bach Wöhhando.

In einem dunkeln Haine des Gutes Ilmjerw im Kirchspiel Anzen entspringt eine Quelle, die mit dem nahen Bache Wöhhando in Verbindung steht. Schon seit dem grausten Alterthume hatte der Volkswahn beide für heilig gehalten, und keine Menschenhand durfte von den Eschen, welche an ihren Ufern standen, einen Zweig abbrechen, ohne den Grimm der Götter auf sich zu laden. Der Ruf ihrer Heiligkeit hatte sich von den Esthen bis zu den entferntern Letten verbreitet. Jene nannten den Bach Püha Jöggi, diese swehta Uppe (den heiligen Bach). Die Tradition hatte ihm einen Schutzgeist verliehen, von dessen Huld der Glaube günstige Witterung hoffte, dessen Unwille Mißwachs und Krankheiten herbeiführte.

Wollte man Regen haben, so warf man etwas in's Wasser; verlangte man heiteres Wetter, so reinigte man unter stillen Gebeten Quelle und Bach. Wer nur einen Zweig aus dem geweihten Haine

abschnitt, starb noch im nemlichen Jahre. Eine Frau, die einen Ast abbrach, um die Tiefe des Wassers zu untersuchen, zog sich durch ihren Ausruf: ist denn der Teufel darin? eine schwere Krankheit zu, die nur dadurch gehoben wurde, daß ihr Mann den Bach reinigte.

Und dieses Heiligthum wurde entweiht: das konnte der fromme Wahn nicht geduldig ansehn. Im Jahre 1640 erbaute der Gutsherr an diesem Bache eine Mühle. Mit banger Erwartung sahen die Esthen dem Unheil bringenden Unternehmen zu, und fürchteten schon den nahenden Zorn des beleidigten Genius. Unglücklicher Weise mußte im nächsten Jahre ein Mißwachs eintreten, und was konnte ihn anders veranlaßt haben, als diese Entweihung? Im zweiten Sommer war die Nässe noch anhaltender, der Mißwachs allgemeiner; Klagen ertönten im ganzen Lande über die Unglück bringende Mühle. Man wollte nicht länger den Unwillen des zürnenden Gottes ertragen: es wurde beschlossen, das verhaßte Gebäude zu zerstören, und den Bach unter feierlichen Gelübden zu reinigen. Im April versammelte sich eine Anzahl von 60 Bauern, um die Mühle zu stürmen; Vorstellungen und Bitten besänftigten aber dießmal die gereizten Gemüther, die

jedoch unter lauten Drohungen ankündigten, sie würden nach wenigen Wochen wiederkommen, wenn die Witterung sich nicht änderte. Da ihr Wunsch nicht in Erfüllung ging, kehrten sie im Julius wieder, und zündeten das Haus unter lautem Frohlokken an, mit der süßen Hoffnung, der versöhnte Schutzgeist werde nun bald ihren Saaten bessere Witterung verleihen. Allein umsonst! Weder die niedergebrannte Mühle, noch die vorgenommene Reinigung des Bachs schaffte den Besorgten Ruhe. Doch der Aberglaube fand einen neuen Ausweg. Es entstand der Argwohn, der Gutsherr müsse auf geheime Weise den Schutzgeist beleidigt haben. Ihm dafür Genugthuung zu schaffen, war Ein Wunsch, Ein Streben; man schwur, an den Deutschen blutige Rache zu üben. Die ganze Gegend gerieth darüber in Aufruhr; Esthen und Letten hatten selbst aus den entferntern Kreisen daran Antheil genommen, und nur militärische Gewalt konnte dem Unfug der unruhigen Landleute endlich Grenzen setzen.

Fahrt

von

Lausanne nach Vevay

den 27. und 28. Juli 1809.



Leis' und heimlich lispelt die klare Welle über den plattgespülten Kieseln heran. Kastanienblüthe weht nieder auf mich. Links dehnt das blaue Juragebirg sich hin über bläulichen Fluthen. Dort hebt sich an den Hügeln über vielen Häusern die alte Kathedrale von Lausanne; am Jorat ziehn sich unter und durch Weingefilde wohlgebaute Dörfer und Städtchen. Dort ruht unter Fryburg's malerisch beleuchteten, dunkelgrünen Alpen, aus denen, von Wolken umkränzt, der Dent de Jaman hervorragt, neben Chillon's altem Schloß am See das stille, liebe Vevay. Fern bewegen langsam am Seegestade sich ein Paar Fischerböte fort. Hier drohn über den Kastanien- und Nußbäumen furchtbare, gelb- und röthlich-graue Felsen. Wo bin ich? Ich bin in Meillerie. —

Da saß ich eine Weile an den Wellen neben Fischernetzen, träumend. Fast hätt' ich die glühenden Glieder in die kühle Fluth getaucht. Doch

durft' ich nicht weilen. In einer halben Stunde fuhr ich weiter im Boot. Zum Angedenken hatte ich einige Blumen und Kastanienblüthe unter den Felsen von Meillerie gepflückt.

Das Dorf dieses Namens mit steinernen Häusern von zwei Stockwerk, zum Theil unter alten Bäumen, liegt dicht am Ufer; etwas hinauf am Hügel die Kirche am ehmaligen, jetzt verfallenen kleinen Schloß, das dunkler Epheu, an der einen Seite wenigstens, umstrickt. Die Anhöhen darüber sind ganz mit Gesträuch bedeckt. Weiterhin (näher an Vevay) die röthlich-grauen Felsen von Meillerie mit oben begrüntem, breitem Scheitel, über welchen andere schwarze Felsen sich erheben. Ich kenne schon so manche andere gleich und noch mehr furchtbare. Doch die Erinnerung an Rousseau's Zauberwelt der Liebe gibt gerade diesen eine eigne magnetische Kraft. Wie arm müßte hier sich fühlen, wer nicht wenigstens irgend einen Frühlingsmorgen aus dem verschwundenen Jugendtraum des Lebens sich zurückrufen, und aus der Brust herauf sich sagen dürfte: Auch ich war in Arkadien!

Am Schluß der Landspitze dieser Seite liegt, wie im Wasser, Evian, und dann eine Landzunge, die in gewisser Ferne wie eine kleine Insel er-

scheint. Dort stürzt (doch seh' ich's nicht deutlich) der Bergstrom der Dransse herab.

Durch das Dorf Meillerie hindurch geht die, vom Simplon her fortgeführte Landstraße, die über dem See nivellirt sich ebenmäßig hinzieht. An einigen Stellen ist eine kleine Mauer aufgeführt, um so die Unebenheiten auszugleichen. In dieser sehe ich sechs kleine Gewölbe, die der Dauer des Werks sehr förderlich sein mögen. Auch ist noch ein kleiner Pont von ähnlicher Höhe näher nach Meillerie zu angebracht, welcher als Aquäduct dient, das in einer Bergspalte herunter kommende Wasser in den See zu führen. Der neue Weg bei Meillerie fängt an beim Dorfe Beauverai, das eine Lieue von St. Gingoulph entfernt liegt, und geht bis nach der hinter Meillerie liegenden Tour ronde gegen Genf zu. Es sind etwa vier Lieues fertig. Dieß Werk ist vor sieben Jahren angefangen. Durch Absprengen des Felsen bei Meillerie steht dieser, einst, wie ein Vorgebirge überhangend, nun fast senkrecht über dem neuen Fahrweg, so daß jetzt kein Leukadischer Sprung möglich wäre.

Etwas über Meillerie, näher an Vevay, ist ein schöner grüner Plateau auf der Anhöhe, von

wo auch eine Sennhütte herabblickt. Weiter nach St. Gingoulph heben sich die Berge mehr, und werden zu begrünten Alpen, an deren Häuptern Wolken sich herabsenken. Ueber St. Gingoulph sieht man Alpen oben mit Schneeadern, und schon mit Lawinenwegen. Hier sind auch mehrere Kalköfen, und einige einzelne Häuser am Ufer. Die ziemlich scharf gezackten Kanten endigen sich an einem bebüschten Vorland.

Tief im Hintergrund erblickt man nun, mit Silberstreifen von Schnee, aus Wolken ragend und aus höhern Regionen schimmernd, die Ormonds-dessus. Näher umgeben oben das Ende des Sees über dem daran liegenden Städtchen Villeneuve die sich als violette Schattenmassen, und näher als grünende Alpen erhebenden höhern Berge des Pays de Vaud. Dann folgen die fruchtbaren, angebauten Berge von Fryburg. Aus dem Pays de Vaud reckt sich wieder die Dent de Jaman empor. Ich hielt ihn für unersteiglich. Mein Schiffer aber sagte mir, daß noch vorigen Sonntag einige junge Leute von Vevay hinauf geklettert; aber nicht von der Seeseite, sondern von der andern, mit Rasen gepolsterten. Ich lese darauf auch im Ebel, daß er allerdings ersteiglich ist. Ganz

im Wasser, doch (wie ich weiß, nicht sehe) mit dem Ufer durch eine Brücke verbunden, glänzt, von der Sonne beleuchtet, das alte weiße Schloß Chillon. Näher nach Vevay zeigen sich, außer mehrern andern, die Dörfer Montreux und Veytau, und mit seinem Thurm Chateau Chatelard. Versteckt unter Bäumen liegt darunter Clarens. Das Auge sieht es nicht; doch ist die Seele dort.

Ganz vor mir lag Vevay mit seiner Kathedralkirche St. Martin, mit seiner Promenade, und über seinen Häusern mit Villen wie Richevûe und Chateau d'Hauteville; höher hinauf das alte Schloß Blonay. Links von Vevay am linken Ufer des Sees sich hinziehend, an und auf den Rebenhügeln, alle heute früh von mir durchreisten Orte, von St. Saphorin an bis Lausanne und seinem Hafen Ouchy. Ueber dieser Seite war Himmelbläue. Um so mehr zeigten sich die kleinen Städte und städtlichen Dörfer unter den Weinhügeln wie auf einer Landcharte, oder vielmehr, wie auf einem Pfyfferschen Relief, mit größter Deutlichkeit. Hinter mir zog sich mit blassen, meinem Auge fast entschwindenden Umrissen am entfernten See das Juragebirge.

Der See hat schon bei Lausanne etwas Ernste-

res, fast Melancholisches: bei Genf dagegen, zumal wenn man den Mont blanc hinzu nimmt, verbinden sich Heiterkeit und Pracht. Bei Vevay aber ist er noch ernster als bei Lausanne; er wird schaurig.

Ganz neu war mir noch eine solche Ansicht des Sees und eine solche Beleuchtung der Berge, wie ich beides hier zusammen fand. Das Wasser (es war jetzt drei Uhr Nachmittags) war schön blau unter dem hellen Theil des Himmels; aber am Ende des Sees nach Villeneuve und nach den entfernten Ormonds zu, und nach sämmtlichen Savoyischen Bergen hin, war der Himmel bedeckt; doch so, daß weniges Blau durch zerrissenes Gewölke heraus trat: mithin die Berge dort von violettem Ton; selbst über einzelnen Stellen, die von Sonnenblikken aus Wolken beleuchtet wurden. Im See waren große violette und graublaue Schatten, überhaupt an den Bergen und dem See gewaltige Schattenmassen. Die rechte Seite und den Hintergrund umwob ein duftiger Flor, die linke dagegen lag klar und hell da. Dort wohnte der Ernst, die Heiterkeit auf den Rebenhügeln gegenüber.

Wir kamen Vevay näher, und es zeigte sich in violettgrauem Dufte der konische (schon zum

Bernhardsgebirg gehörige) Pain de Sucre de St. Maurice, neben welchem der Weg nach dem großen Bernhard hingeht, so wie links von ihm der nach Sion u. s. w. Die Schneehäupter der Gebirge des Walliserlandes standen in reinem Glanze. Aus den Vertiefungen bei St. Maurice her sah das schärfere Auge meines Schiffers, aber nicht das meinige, die Rhone kommen.

Auf der heitern Seite des Sees gab das Uebereinanderliegen mancher Dörfer einen freundlichen Anblick. So liegt Corsy, Corsau und über letzteres Chardon auf seiner Anhöhe. Unter letzterm ziehn, tiefer als die Vignen, die Bäume sich herum, wie mit einem wirklichen, malerisch gewundenen, kolossalen Kranze. Immer näher erschien nun nach dem Pain de Sucre de St. Maurice zu Er selbst im Hintergrunde des Theaters, und die Berge links und rechts von ihm als Coulissen. Am Ufer spiegelte sich, uns immer näher kommend, die Stadt Vevay; rechts zehn Minuten Wegs davon das Städtchen la Tour de Peil, darüber rechts das Landhaus la Voge u. s. w. Je näher wir kamen, desto klärer wurden auf der Spiegelfläche die Weinhügel, Städtchen und Dörfer. Als ich noch einmal in die Coulissen des Pain de Sucre

blickte, da erschien mir als eine derselben die Montagne maudite oben mit Wolken bedeckt. Dort soll's sehr kalt sein; dagegen aber nach St. Maurice zu im Bas Valais mild, und die Thalgegend gesegnet.

Es war Nachmittags um vier Uhr, als ich nach Vevay zurückkam. Meine Wasserfahrt nach Meillerie (ich war um zehn Uhr ausgefahren) hatte also sechs Stunden gedauert. Von Lausanne nach Vevay war ich Morgens um 5 Uhr mit der Diligence gefahren. Auf dem Wasser hatte ich ein gutes Frühstück eingenommen, wovon der Rest den Schiffern blieb. Doch wurde noch etwas zu Mittag im Gasthof gegessen. Dann ging's in die Hauptkirche St. Martin und auf den Thurm derselben. Man steigt auf 172 Stufen, deren jede einen Fuß, also doch zu hoch ist, hinan. Oben auf sind kleine Thürme, an den vier Seiten eine Galerie, in der Mitte ein kleines Ziegeldach. Herrliche Aussicht von oben. Man blickt auf viele Weinberge, auf die in steinerne Mauern gefaßten, reinlichen Wege dazwischen, auf Kastanienbäume dabei, auf Landhäuser — dann auf die Berge von Fryburg, von Pays de Vaud, unter denen der schon ein Paar Mal erwähnte Dent de Jaman abentheuerlich aufragt, von Pays du Valais, auf die Maudites

Montagnes u. s. w. Unmittelbar vor mir war nun auch sichtbar, was ich vorher nicht sah, das Schloß von Clarens. Es hat dort zuletzt ein Mr. de Bondely gewohnt; jetzt wohnt da ein Mann aus Lütry. Dabei Gebüsch. Ich zog vor, mich dahin nur zu träumen, da nach Matthisson's Erzählungen in den Briefen an Bonstetten an Ort und Stelle das liebe Bild, das man aus der neuen Heloise mitbringt, wie überhaupt die lieben Bilder im Leben so oft, durch die Wirklichkeit zerstört wird. Rechts liegt am See, schmal sich hinziehend, Vevay; weiter mit zwei alten Thürmen neben Pappeln das kleine Städtchen la Tour de Peil. Und nun wieder Hinblick auf die Berge des Pays de Vaud, dann tiefer auf die du Valais, die Maubites Montagnes u. s. w. Liebliche Abendbeleuchtung des grünlichen Sees. Man schauet auch auf die Embouchures du Rhone. Ich sah wenigstens ein Schiff die Rhone herabkommen zum See. Der Schatten der Berge tauchte sich nun tief in's Wasser. Hier ist Ruhe. Auf dem Grün erholt sich gern das müde Auge, zumal unter den Kastanien, in deren Dunkel man sich hinwünscht, aber in Gesellschaft von Freunden.

Zweite Seite nach Meillerie zu. Welch ein

köstlicher Spiegel doch dieser See! wie die beweglichen Streifen sich hinziehn! wie die Ferne sichs verliert! — Klein die Stadt Vevay: doch so viele hübsche Häuser und Gärtchen. Und nun der Vorgrund der Weinberge. — Die neue Grenette in Vevay ist bald fertig. Darüber hin ein neues Haus mit Thürmchen, gehörig einem Mr. Couvrart.

Dritte Seite. Abermals Weinberge. Die Scene sich wiederholend im See. Das schöngrüne Ufer nach St. Saphorin hin. Der Vorgrund wieder Weinebene, wo alles in guter Ordnung ist. Darüber die nur vor drei Jahren vollendete Brücke über die Vevaise in einem soliden Bogen. Weiter Montagne de Chardonne, und viele Dörfer und Landhäuser.

Vierte Seite. Herabblick auf den höchst einfachen Kirchhof, wo Feldblumen sprießen. Es ist nur ein kleines Denkmal darauf, einem Chatelain errichtet. Weiterhin Aussicht ins Fryburgische, welches eine Lieue von hier beginnt. Dann Pays en haut (zum Pays de Vaud gehörige Berge).

Der mittlere Theil oben auf der Galerie ist neu, seit durch den Blitz der höhere einstürzte. Auf die Spitze wird im Mai zum Schießen ein Vogel aufgesteckt.

Die Kirche ist im Innern sehr einfach, doch so, aß es wohl thut. Einige wenige Denkmäler von schwarzem Marmor, mit nicht gemeinen Inschriften; z. B.

PETRO SEIGNORETTO
ARMIGERO
LITTERARUM. MORUM. SIMPLICITATIS
PIETATISQUE
STUDIOSISSIMO
STEPHANUS. SEIGNORETTUS
INTER. MOESTISSIMOS. CIVES
DOLORE. CONFECTUS
PATRI OPTIMO
P. C.
VIXIT. AN. LVIII. OB. AN. D. CIODCCXXXVII.
PR. CAL. AUG. SUMMIS. IN. CRUCIATIBUS.

IOHANNI. MARTINO. COUVREU
DE
DECKERSBORG
PAUPERUM. PATRI. AMANTISSIMO
BONORUM. OMNIUM. AMICO. CERTISSIMO
DEI. VIRTUTUMQUE. OMNIUM
CULTORI. RELIGIOSISSIMO
S. O. Q. W.
IN. PERPETUAM
TANTAE. PIETATIS
MEMORIAM
POSUERUNT.
OB. X. JAN. ANNO MDCCXXXVIII. 95 NAT.

SISTE. GRADUM. ET. RESPICE
HIC. IACET. EDMOND. LUDLOW
ANGLUS. NATIONE. PROVINCIAE. WILTONIENSIS
FILIUS. HENRICI. EQUESTRIS. ORDINIS. SENATORISQUE. PARLAMENTI
CUIUS. QUOQUE. FUIT. IPSE. MEMBRUM
PATRUM. STEMMATE. CLARUS. ET. NOBILIS. VIRTUTE. PROPRIA. NOBILIOR
RELIGIONE. PROTESTANS. ET. INSIGNI. PIETATE. CORRUSCUS
AETATIS. ANNO. XXIII. TRIBUNUS. MILITUM
PAULLO. POST. EXERCITUS. PRAETOR. PRIMARIUS
TUNC. HYBERNORUM. DOMITOR
IN. PUGNA. INTREPIDUS. ET. VITAE. PRODIGUS
IN. VICTORIA. CLEMENS. ET. MANSUETUS
PATRIAE. LIBERTATIS. DEFENSOR. ET. POTESTATIS. ARBITRARIAE
OPPUGNATOR. ACERRIMUS
CUIUS. CAUSA. AB. EADEM. PATRIA. XXXII. ANNOS. EXTORRIS
MELIORIQUE. FORTUNA. DIGNUS
APUD. HELVETIOS. SE. RECEPIT
IBIQUE. AETATIS. ANNO. LXXIII. MORIENS *)

OMNIBUS. SUI. DESIDERIUM. RELINQUENS
SEDES. AETERNAS. LAETUS. ADVOLAVIT.

HOCCE. MONUMENTUM
IN. PERPETUAM. VERAE. ET. SINCERAE. ERGA MARITUM. DEFUNCTUM
AMICITIAE. MEMORIAM
DICAT. ET. VOVET
DOMINA. ELISABETH DE THOMAS
EIUS, STRENUA. ET. MOESTISSIMA
TAM. IN. INFORTUNIIS. QUAM. IN. MATRIMONIO
CONSORS. DILECTISSIMA
QUAE. ANIMI. MAGNITUDINE. ET. VI. AMORIS. CONIUGALIS. MOTA
EUM. IN. EXILIUM. AD. OBITUM. USQUE. CONSTANTER. SECUTA. EST
ANNO. DOMINI. MDCXCIII.

Diese Zeilen sind auf dem Stein nicht gut abgesetzt. Ich habe sie etwas bequemer geordnet.

---

*) Bei Ebel steht, er sei vier und sechzig Jahr alt geworden.

JNE. CHTTE. MARIANNE CARRARD MARINDIN,

NÉE LE 25. JANV. 1774, MARIÉE LE 6. AOUT 1795,

MORTE, APRES SON ENFANT DANS UNE COUCHE PÉNIBLE, LE 20. AVL. 1805.

SI FIDELLE, SI DOUCE, SI BONNE, SI SIMPLE DE COEUR

POURQUOI M'AS TU QUITTÉ? . . .

LAISSEZ VENIR A MOI LES PETITS ENFANS,

CAR LE ROYAUME DE CIEUX

EST POUR CEUX QUI LEUR RESSEMBLENT.

Diese Worte des Evangeliums mit goldnen Buchstaben; das Uebrige blos eingegraben in die schwarze Marmortafel.

ME VOICI SEIGR. AVEC L'ENFANT QUE TU M'AVAIS DONNÉ

G. V. CARRARD MARINDIN MIN. DU ST. EV.

Wäre ich nur noch einen halben Tag geblieben in Vevay: ich hätte den Verfasser aufgesucht. Eine solche Inschrift spricht für des Mannes Herz. Und das meinige fühlte sich einsam in Vevay.

Nach dem Herabsteigen vom Thurm ging ich, da sich für heute wider Verhoffen keine Gelegenheit zur Rückkehr nach Lausanne gefunden hatte, noch auf die Promenade am Wasser, derriere l'Aile genannt: eine Allee alter Marroniers. Davor eine Reihe Italischer Pappeln; Sitze dazwischen. — Ich badete mich noch im See, in einem Bretterverschlag, wofür freilich der Name Badehaus zu vornehm wäre, für den mäßigen Preis von anderthalb Batzen. Indeß schaukelten dicht nebenan deutsche Knaben, die zu Vevay in Pension sind, in einem Kahn; auch ruderten sie ein Stückchen. Ueberhaupt sind viele Deutsche zu Vevay; auch wird in einer Kirche (nicht in der Kathedrale) deutscher Gottesdienst gehalten. — So hatte ich denn doch einmal im Genfer-See gebadet.

Abends kam noch ein Gewitter mit starkem Regenguß. Die schwarzen Felsen bei Meillerie standen in zuckendem Feuer. Ich schweige vom prächtigen Schauspiel.

Nächsten Morgen um halb acht fuhr ich auf ei-

nem bequemen Char-a-banc allein zurück. Ich hatte in der Ville de Londres bequem und billig logirt. — Der Himmel mit Wolken, wie nach Gewitter; Kränze und Festons von weißem Gewölk an den grauen und dunkelgrünen Felsen und Alpen; das Ganze ernst. Doch das Grün diesseits nach dem Regen noch fröhlich, auch ohne Sonnenschein. — Ich verließ Vevay mit dem Gefühl, daß nicht ohne Grund Menschen wie einst Ludlow für beständig, in unsern Tagen Matthisson, die Fürstin von Dessau u. s. w. wenigstens für einige Zeit, sich diesen Aufenthalt gewählt. Die hübsche kleine Stadt mit guten Häusern hat manchen geräumigen Platz, z. B. den, an welchem die Ville de Londres, jetzt der besuchteste Gasthof, liegt. Der wohlbeleibte, aber gefällige Wirth heißt Monnet, und reis'te ehemahls als Bedienter mit Engländern. — Ich kam über die Brücke der Vevaise. Dort zahlt das Fuhrwerk einen Batzen Roulage, und das aus Vevay gemiethete im Voraus eben so viel für die Rückkehr.

Nahe bei Vevay mehrere Landhäuser, gehörig zum Dorfe Corsy. Hier blühten in den Gärten Bäume wärmerer Zonen; auch Cypressen sah ich da. Ille terrarum mihi angulus . . . ridet, sage

ich von Vevay und seiner Nähe. — Dann eine Mühle, deren Wasser weit von der Anhöhe hergeleitet wird. Hierauf St. Saphorin mit seiner einfachen, alten Kirche, die fast in Italischer Bauart ist. Hätte ich Zeit gehabt, so wäre ich hineingegangen, den Römischen Meilenzeiger, der darin aufbewahrt wird, anzusehn. — Dann kamen wir vorbei vor einem alten Gebäude mit einem Thurm, genannt Chateau de Glerolles, jetzt einem Bauer gehörig. Weiterhin der Wasserfall, wo ich einige Augenblicke vor der Brücke hielt. Er stürzte jetzt, vom Regen geschwollen, mit reicherer Fülle als am andern Morgen, und nun nebst kleinen Cascaden über den altgrauen Felsen, unter üppiger Vegetation. Ein Wasserstrom treibt eine von einem hohen Kastanienbaum beschattete Mühle. Es ist eine sehr malerische Stelle: Meillerie gerade gegenüber; rechts Weinberge. Sollte dieser Wasserfall noch nicht gezeichnet sein, so verdient er's zu werden. Ueberhaupt kann der Landschaftsmaler auf dem Wege von Vevay nach Lausanne manche Studien sammeln. Nußbäume, Obstbäume mancher Art, Italische Pappeln von Epheu umrankt, hie und da schwarze Felsen desgleichen; auch Epheu an den alten, schwarzen Mauern der Weingärten. Mit

Grazienbewegung schlingt sich der Weg an diesem grünen Gestade: das sah ich schon gestern in so manchen Buchten. Er steigt und sinkt alle Augenblick bis Cülly (2 Lieues). Hauptsächlich aber fand ich ihn bis St. Saphorin sehr romantisch. Weiterhin steigen wenigstens rechts die Weinberge himmelhoch terrassenartig heran hinter ihren Mauern. In dieser Gegend ist der beste Ryfwein. Ich hatte davon zu Vevay verlangt, und die Flasche zu einem Schweizer Livre bekommen. Auch zeigt sich auf hohen Weinbergterrassen ein altes Schloß mit seinen Zinnen; doch nicht groß: wohl mehr als eine Warte anzusehn: Chateau Marsan genannt. Beim Anblick mancher Blumen bedauerte ich, nicht Botaniker zu sein.

Schon barg ein grauer Wolkenschleier die Aussicht in jenes ernste Amphitheater nach St. Maurice zu. Aber Meillerie war mir noch immer gegenüber. Da dacht' ich noch einmal an Rousseau's Zauberwelt, so wie vorher besonders bei einer weißen Taube, die mir in St. Saphorin entgegenflog, an St. Preux Taubenpost. Mich bewegte der Lebenstraum glücklicher Tage, die ein Genügsamer im Sommer wenigstens zubringen könnte in Vevay mit dem Weibe seines Herzens. Auch mit

Wenigem wäre ein Paar Liebende hier reich.

Um neun Uhr war ich im Städtchen Cülly am See; der Hälfte des Weges. Es hat enge Straßen; daher erschien vom See her Haus an Haus gedrängt. Die Weiber, die auf dem Wege mir begegneten, trugen Strohhüte, aber spitzig zugehende, wie auf Indischen Bildern. — Es folgt das Dorf Villette mit spitzem Kirchthurm. Unter den steinernen Bauerhäusern des Weges manche gute. Außer den Feldsteinen des Baues gewöhnlich gehauene Steine zu Thür- und Fensterrahmen. So auch in Meillerie.

Der See gegenüber wird breiter; bald zieht das Land sich schmal ab nach Evian zu, das dicht am See mit seinen Thürmen und Häusern schimmert. Ueber der von hier erscheinenden Landspitze ragen zwei sanfte Anhöhen, die eine als Hügel im violetten Dufte.

Gegen zehn erreichte ich Lütry, ein nahrhaftes Städtchen mit engen Straßen, schon etwas bedeutender. Vor dem Städtchen nah am See ein Schießhaus mit einer Promenade, wo Italische Pappeln und Kastanien mit einigen herrlichen alten, mit runden Bänken umgebenen Linden wechseln. Hier erscheint, wegen der sichelförmigen Windung,

womit das Land sich zurückzieht, der See wie ein kleines Meer, schon grünliche Wellen schlagend; diesseits von den lieblichen Küstenhügeln nur eine Weile, bis das Auge nicht mehr folgt, begleitet. *Meillerie* versank in dunklere Schatten. „Lebe wohl, Meillerie!" rief ich. — Habe Dank, Rousseau! Auf dem ganzen Rückweg dachte ich daran. Außerdem tönte mir fast immer im Ohr *Ludlow's* Wort, das einst (jetzt nicht mehr) über dem Hause stand, wo der Edle in Vevay wohnte: OMNE SOLUM FORTI PATRIA QUIA PATRIS. Dabei erklang mir auch Klopstock's: „O Freiheit, Silberton dem Ohr, Dem Herzen groß Gefühl!" — Daran erinnern selbst die Münzen des Pays de Vaud. Auf diesen steht: PATRIE ET LIBERTÉ!

Es geht noch durch die Dörfer *Pauder* und *Pülly*; zuletzt durch einen kleinen Busch, aufwärts. Dann sieht man einige Landhäuser. Von *Lausanne* ragt bald der Thurm St. François, dann die alte Kathedrale.

Dorpat. **Karl Morgenstern.**

Räthsel und Charaden.



1.

Ich sah ein Mädchen jüngst im Rosenschleier
Wie eine Jugendgöttin schön und mild,
Ihr sanftes Lächeln war der Unschuld Feier,
Ihr Auge mir des Paradieses Bild.

Begeistert stand ich da, um anzuschauen,
Und Zauberkraft ergriff mich wunderbar;
Doch schnell entschwand sie von den Blumenauen —
O nenne mir die Flur, die sie gebahr!

Denn, Freund, des Wortes letzte Hälfte nur
Ist mir von jener Herrlichen geblieben.
Vergebens, ach! durchirr' ich Hain und Flur,
Vergebens soll ich hoffen, soll ich lieben.

Von des Cocytus schauerlichem Rand
Kehrt' einst Alceste zu Admeten wieder,
Frei durch die hohe Allgewalt der Lieder
Entstieg Eurydice dem Schattenland.

Doch mir — mir ruft das Ganze ewig zu:
„Nicht auf des Erdballs reichbewohnten Gründen,
„Nicht in Elysiums beglückter Ruh,
„Wirst du die Langgesuchte wiederfinden!"

G. T — n.

2.

Zu meinen beiden Ersten eilt die Welt,
Die trägen Stunden schneller zu beflügeln,
Des Glückes starren Eigensinn zu zügeln,
Denn des Jahrhunderts Losungswort ist — Geld!

Der Weise nur verschmäht den Tand der Zeit,
Er weiß in ihnen Edleres zu finden,
Des Himmels und der Erde Herrlichkeit
An ihrer Seite forschend zu ergründen.

Wohl fühlt der müde Pilger sich beglückt,
Wenn freundlich ihn mein Drittes schirmet.
Der gräbt sich's in die Erde ungeschmückt,
Indeß der prachtvoll sich's zum Himmel thürmet.

Und doch — wer ist der Glückliche von Beiden?
Oft jener, den die Binsenmatte deckt,
Er schläft von bösen Träumen nicht geschreckt,
Und darf von keiner stolzen Hoffnung scheiden.

Denn, ach! so manche, die uns hold umschimmert,
Stirbt plötzlich unerfüllt in unsrer Brust,
Dem Ganzen gleich — einst Deine Knabenlust —
Siehst Du vom leisen Hauche sie zertrümmert.

G. T — n.

3.

Fünf Füße hab' ich nur; doch mit Alkmenens Sohne
Klimm' ich hinauf zu Jovis Throne,
Verachtend Mühe und Gefahr.
Die Welt bewundert mich, und in Geschichten,
Wie in der Sänger herrlichen Gedichten,
Leb' ich noch ruhmvoll bei der Enkel Schaar.

Entfern' den ersten Fuß, und sieh! ein Gott
Beherrsch' ich Götter, wie der Menschen Leben,
Nichts kann dem Mächt'gen widerstreben,
Ich herrsche über Zeit und Grab und Tod.
Ich gieße Sanftmuth selbst in wilde Herzen,
Schaff' Seligkeiten, schaffe Höllenschmerzen.

Setz' meinen ersten Fuß an's Ende:
Und herrlich schmückt mich die Natur,
Die holdeste von Flora's Töchtern spende
Ich süße Düfte auf des Lenzes Flur.

G. T — n.

4.

An meiner dritten wallen
Zwei andre Silben fort
Hin zu den frommen Hallen,
An den geweihten Ort.

Zwei Silben sind hienieden
Wir, bis zum stillen Grab.
Wohl dem, den einst zufrieden
Mein Ganzes führt hinab.

R** y.

5.

Wenn aus dem Meere der Unendlichkeit
Empor die ew'ge Sonne sich erhebt,
Beleuchten ihres Feuers goldne Strahlen
Am Wolkenthron mein erstes Zeichen.
Auch sanfter Jungfrau'n Hände schaffen mich,
Den Schmuck des lieblichen Gewands erhöhend,
Das ihrer zarten Glieder Form bedeckt,
Des Schönen Reize halbverhüllend hebt.
Drei andre Zeichen deuten Dir ein Glück,
Das allen Sterblichen beschieden ist.
Es sollen's die Unsterblichen genießen,
Wohl aber ist's auf Erden auch zu suchen,
Und in der Liebe Armen ist's zu finden.
Der hohen Tugend folgt es auf den Fuß,
Und lächelt in der Uebung es Dir zu,
Dann schmeckt die frohe Seele Himmelsruh.
Mein Ganzes ziemt dem wahren Manne nicht,
Und fern von Klugheit, eigner Kraft und Muth,

Kann ich nur in des Schwächlings Busen wohnen.
Doch soll das Leben Dir das Leben lohnen,
So stoße standhaft mich von Dir zurück,
Denn über alles waltet nur der — Augenblick.

R * * y.

6.

Im ungeheuern Reiche der Gestalten,
Die diese Erde, die der Himmel trägt,
Siest Du mich unzertrennlich walten:
Kein Wesen giebt's, das mich nicht hegt.

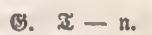
An Deinem Ringe wirst Du mich vielleicht vermissen;
Doch Täuschung ist's — unzählbar bin ich da.
Wenn gleich Dein Auge mich nicht sah,
Dein Geist wird dort mich schon zu finden wissen.

Ich bin nicht stolz; mechanisch diene
Ich bald des Menschen schöpferischer Hand,
Steig' bald hinauf zur hehren Sternenbühne,,
Mach' ferner Welten Bahnen Dir bekannt.

Du kennst vielleicht mich schon aus früher Jugend.
Bald bin ich stumpf, bald spitz, doch — wunderbar! —
Nur dann Dir recht, zähl' ich Dir neunzig dar.
Ich nannte meine Fehler, meine Tugend:
Drum rathe nun das erste Silbenpaar.

Dich, Leser! geht die dritte Silbe an.
Wohl Dir! wenn jeder von Dir sagen kann,
Du sei'st es ganz, was sie verkündet.
Doch, sanfte Aegle! Deine Würde schwindet,
Wenn Du nach diesem Ruhme ringst,
Dich kühn aus Deiner holden Sphäre schwingst,
Woran Dich liebliche Bestimmung bindet.

Den Sohn der Grazien und Pieriden
Stellt, Freund der Künste! Dir *mein* Ganzes dar,
Den Mann, vor dessen Blick hienieden
Die schöne Götterwelt entschleiert war.
Doch, still! zu viel schon hab' ich Dir verrathen,
Jetzt magst Du selbst den Namen rathen.



G. T — n.

7.

Die zwei ersten Silben.

Des Olymps geweihte Wolkenhallen
Und der großen Götter schöner Kranz
Sehen mich in ihrer Mitte wallen
In der Anmuth und der Jugend Glanz,
Aber auch mit Sterblichen im Bunde,
Tröstet diese meines Auges Blick,
Und ein Kuß von meinem Rosenmunde
Führt das Leben neu verjüngt zurück.

Dritte Silbe.

Zu des Himmels blau gewölbten Höhen
Heb' ich stark und kühn das Haupt empor,
Wenn des Frühlings Lüfte mich umwehen,
Freut sich mein der muntern Sänger Chor.
Aus der Erde tief verborgnen Falten
Saug' ich Lebenskraft in jedem Jahr,
Bring' in tausendfältigen Gestalten
Dir Vergnügen und Erquickung dar.

Das Ganze.

Aber wie? Du staunst? Getrennt erscheinen
Wir dem Blick verklärt und blühend nur,
Und Du willst im Geiste uns vereinen?
O dann bleibt vom Schönen keine Spur! —
Nur in des gemeinsten Pöbels Händen
Immerdar zu niederm Zweck bestimmt,
Muß mein Ganzes oft im Schmutz sich wenden,
Niemand lebt, der mich zum Freunde nimmt.

R**y.

8.

Es lächelt die Mutter im reinen Licht,
Dem Vater in Thränen das Auge bricht,
Da stehen wir auf aus den Thränen im Glanz,
Und schlingen den herrlichen, blühenden Kranz.
Wir Schwestern sind sieben,
Die ewig sich lieben,
Wir legen die Freude an trauernde Herzen,
Und stillen die Sehnsucht und stillen die Schmerzen,
Wir spiegeln in Blumen uns auf der Flur
Und krönen die junge, heil'ge Natur.
Doch wie wir geboren im Meere des Lichts,
So schwinden wir hin in's unendliche Nichts.

R * * y.

9.

Von dem Adler, der auf ew'gen Felsen lebet,
Von der Lerche, die gen Himmel jubelnd strebet,
Bis zum Käfer, der um Blumen schwirrt,
Dient mein G a n z e s Millionen Kreaturen.
Bahnlos, ohne eines Wesens Spuren,
Wird durch mich der weit'ste Raum durchirrt.

Jüngling! soll ich freudig Dich zur Wonne führen,
Wenn des holden Mädchens Finger mich berühren,
O, so muß es zärtlich Liebe Dir gestehn!
Und aus meiner Saiten süß belebten Tönen
Wallt in tiefster Seele Dir Gefühl des Schönen,
Wird Dich sel'ge Ahnung höhern Glücks umwehn.

Aber hast Du H a u p t und F u ß mir kühn genommen,
Wird ein Ungeheuer Dir zu Tage kommen,
Lauschend an der Wahrheit, an der Tugend Grab.
Brüder! soll das Schreckliche euch nicht umstricken,
Müßt ihr seinem Blick euch, seinem Arm entrücken,
Oder in die Hölle stürzt es euch hinab.

R**y.

10.

O wie ist mein Erstes süß,
Küßt von holden Rosenlippen,
Jüngling! mich Dein heißer Mund.
Ich verkünde Dir Entzücken
Heiligend der Liebe Bund.

Meines Zweiten Götterspuren
Fand der Grieche auf den Fluren:
Eine Gottheit sanft und schön
Schmückte Thäler da und Höh'n,
Ihr erklang des Hirten Flöte
Bei dem Wink der Abendröthe.

Doch mein Ganzes zu erspäh'n,
Mußt Du Deine Blicke wenden
Zu der Erde fernsten Enden,
Wo die heißen Lüfte wehn.
Dort in Paradieses Gründen
Wirst Du einen Staat dann finden,
Der, vom Ocean begrüßt,
Andern Völkern sich verschließt.

R** y.

11.

Die eigensinnigste der Damen,
Die überall nur Despotismns übt,
Gleich Proteus stets den ew'gen Wechsel,
Oft abentheuerliche Formen liebt,
Bald sich im Graziengewande,
Bald häßlich wie Thersites zeigt,
Und schwärmend im Ideenlande
Die Hand dem Schönen wie dem Mißgestalten reicht,
Die Dame werden Dir zwei Silben nennen.
Doch willst Du, Freund, davon das erste Zeichen trennen,
Erscheint ein herrlich Kunstwerk Dir.
Stellst Du das Ganze her, um rückwärts es zu lesen.
Siehst Du ein Volk, das in der Urzeit da gewesen.
Verwirf das erste Zeichen wieder,
Und eines Tempels Zier blickt dann auf dich hernieder.

G. T — n.

12.

Ich nahm einst Venus Lieblinge das Leben,
Und mein Geschlecht — mit manchem Menschen nah
verwandt —
Ist von dem Moslemin, von Israel verbannt.
Kehr' meinen Namen um, und — Bacchus süße
Gabe
Reich' ich Dir dar, damit Dein Herz sich labe.

D. N.

Braunschweig, gedruckt bei Friedrich Vieweg.







